L. germ.
184 b/1

<36602037050011

<36602037050011

Bayer. Staatsbibliothek

Vorlesungen
über
den Styl

oder
praktische Anweisung
zu
einer guten Schreibart
in Beispielen
aus den vorzüglichsten Schriftstellern
von

Karl Philipp Moritz,
Königl. Preußischem Hofrath und Professor, ordentlichem Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften und des Senats der Akademie der bildenden Künste zu Berlin.

Erster Theil.

Berlin, 1793.
bei Friedrich Vieweg, dem ältern.

68. B9

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Um gut zu schreiben, hilft es nichts, eine Menge einzelner Regeln zu wissen, weil man während dem Schreiben nicht Zeit hat, das Register, welches alle diese Vorschriften enthält, jedesmal erst in Gedanken durchzulaufen, und sich nun gerade der Regel deutlich bewußt zu werden, die sich auf den gegenwärtigen Fall paßt.

Man muß vielmehr im Stande seyn, sich aus einem Hauptgrundsatze auf jeden besondern Fall die Regel selbst zu

bilden; und eine zweckmäßige Anweisung zu einer guten Schreibart muß nicht sowohl das Gedächtniß mit unnützen Vorschriften überhäufen, als vielmehr den Verstand schärfen, und das eigne Nachdenken üben, daß es nach einem sichern Maaßstabe für einen richtigen Gedanken den besten Ausdruck wählen lerne.

Da nun aber bei der Wahl des Ausdrucks so viel darauf ankömmt, daß die Richtigkeit des Gedanken vorher gehörig geprüft worden, so kann es keine brauchbare Anweisung zu einer guten Schreibart geben, die nicht zugleich eine Anweisung zu einer richtigen Vorstellungsart, oder eine Art von praktischer Logik in sich enthielte.

Denn der Ausdruck kann sich nur mit dem Gedanken, und die Gabe, sich deutlich zu machen, kann sich nur mit der Denkkraft selber und ihrer Entwickelung bilden; ich

kann daher von einer guten Schreibart gar nicht reden, wenn ich nicht erst auf die richtige Vorstellungsart aufmerksam bin, die dem schönen und wahren Ausdruck nothwendig vorangehen muß, und woraus ich seine Güte allein beurtheilen kann.

Was wirklich schön gesagt seyn soll, muß auch vorher schön gedacht seyn; sonst ist es leerer Bombast und Wortgeklingel, das uns täuscht. —

Um diesen Satz gehörig ins Licht zu setzen, ihn durch Beispiele zu erklären, und dadurch gleichsam zum Anschauen zu bringen, dahin zwecken vorzüglich diese Vorlesungen ab. —

Denn wenn man einen allgemeinen Satz an vielen einzelnen Beispielen prüft, und sich von seiner Wahrheit zum öftern überzeugt, so wird das Gefühl davon so

scharf, daß man ihn auch selber praktisch anwenden lernt, ohne sich dieser Anwendung deutlich bewußt zu seyn.

Wer sich beim Schreiben der Regeln, nach welchen er schreibt, noch deutlich bewußt ist, wird sich nie mit Leichtigkeit und Wärme ausdrücken, sondern Zwang und Trockenheit wird in jeder Zeile herrschen, weil alles Interesse für die Sache verlohren gehen muß, wenn man seine Gedanken erst darauf richtet, den Ausdruck nach Regeln abzumessen.

Die Sache, worüber man schreibt, muß immer den ersten Platz in der Seele einnehmen; die Regel, nach welcher man schreibt, muß gleichsam nur im Hintergrunde der Denkkraft liegen, und sich nicht unter die lebhaften herrschenden Ideen mischen, wenn diese nicht dadurch gestört und geschwächt werden sollen.

Wie das nun möglich ist, kann man nicht eher wissen, als bis es bei einem durch Uebung wirklich geworden ist; diese Uebung besteht aber darin, daß man anfänglich an häufigen einzelnen Beispielen den Gedanken mit dem Ausdruck vergleichen, und einen durch den andern prüfen lernt, und alsdann selber den Versuch macht, für seine eigenen Gedanken den besten Ausdruck zu wählen, indem man genau Achtung giebt, ob sie uns, nachdem sie in Worte gekleidet sind, noch eben so vorkommen, als vorher, da sie noch dunkel in unsrer Seele lagen.

Dazu sollen nun diese Vorlesungen eine praktische Anweisung enthalten; und unter den Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern, welche in Ansehung der Gedanken und des Ausdrucks hier entwikkelt sind, ist auch vorzüglich und mit Be-

dacht auf Dichterschönheiten Rücksicht genommen worden, weil diese mit der höchste Maaßstab für eine gute Schreibart sind, und derjenige, welcher irgend eine erhabene Dichterschönheit innig und wahr empfindet, auch bei dem geringsten Aufsatze sich mit mehr Interesse und Lebhaftigkeit ausdrücken wird, als ein anderer, der für die Schönheiten der Dichtkunst gar keinen Sinn hat. —

Ein lebhafter Ausdruck aber ist allenthalben schön, und auch die trockensten Geschäfte können durch die Art ihrer Bearbeitung interessant und wichtig werden. Der Ausdruck braucht deswegen gar nicht dichterisch zu seyn, sondern er behält aus dem Gebiete der Dichtkunst nur die Lebhaftigkeit und das Interesse bei, und schließt die Phantasie mit ihren gaukelnden Träumen aus.

Lebhaftigkeit und Interesse aber können schlechterdings nicht ohne Ordnung und Bestimmtheit statt finden, weil Unordnung der Gedanken und Unbestimmtheit des Ausdrucks auch allemal die Aufmerksamkeit schwächen, und von dem Hauptgegenstande abziehen.

Die Lebhaftigkeit des Ausdrucks besteht eben darin, daß man mit mehr Geschwindigkeit, als gewöhnlich, seine Gedanken zu ordnen weiß, und eben daher bei der Uebersicht eines großen Ganzen sich nicht so leicht verwirrt.

Eben diese Gabe aber muß der Dichter, der uns durch ein selbsterfundenes Ganze interessiren will, im hohen Maaße besitzen, und der Geschäftsmann muß in seiner Art ihm diese Kunst abzulernen suchen, um bei den verwickeltsten Geschäften, die oft die Dichtkunst selber nicht son-

derbarer verflechten könnte, doch immer eine Uebersicht des Ganzen zu behalten.

Der sogenannte Geschäftsstyl, und dasjenige, was man unter der schönen und zierlichen Schreibart begreift, liegen daher gar nicht so himmelweit auseinander, als man noch häufig glaubt. Der unbedeutendste Aufsatz empfiehlt sich eben so wie das erhabenste Gedicht durch die natürliche Darstellung und leichte Uebersicht eines Gegenstandes, auf welchen die Aufmerksamkeit der Seele, durch die Worte, worin man den Gedanken kleidet, geheftet werden soll.

Vorlesungen

über

den Styl.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Erste Vorlesung.

Schädlichkeit der Verwechslung der Begriffe vom Mechanischen und Geistigen in Ansehung des Styls. Ursach dieser Verwechslung. Die Regeln in Ansehung des Styls müssen auf Beobachtungen zurückgeführt werden. Nutzen dieser Beobachtungen.

Wenn irgend etwas der freien Entwickelung der Geisteskräfte geschadet, den Gesichtskreis für das Große und Schöne verengt, und das Gefühl dafür aus seinem Gleise gebracht hat, so sind es die unzähligen Versuche, dasjenige zu lehren, was sich nicht lernen läßt.

Gleichsam als ob ein Werk des Geistes, das einmal hervorgebracht ist, mit irgend einer mechanischen Erfindung zu vergleichen wäre, welche nun nach gegebenen Regeln unzählige-

mal vervielfältiget werden kann, und zu einem neuen Zweige der Industrie wird.

Da doch im Grunde jedes Produkt des Geistes für sich eine ganz eigene individuelle Erfindung ist, deren Individualität gerade ihren eigentlichen Werth ausmacht, und bei der die Klasse, worunter man sie bringt, immer nur das Zufällige ist.

Dadurch, daß man die Werke des Geistes in den Theorien mit solcher Sorgfalt und Emsigkeit in Klassen ordnet, zieht man sie eben wieder zu dem Mechanischen herab, und richtet seine Aufmerksamkeit von dem Wesentlichen auf das Zufällige.

Man sucht die Werke des Geistes ordentlich aufzureihen, und hält alsdann den selbst gesponnenen Faden, den man durchzieht, wohl gar für die Regel, nach welcher sie gemacht sind.

Was aus der innern Harmonie des Werkes selbst erwächst, sucht man aus den Bedürfnissen der Gattung zu erklären, zu welcher man es zählt. Man begnügt sich auf die Weise mit der äußern Form, und kommt dem Geiste des Werks nicht auf die Spur.

Weil man nun aber das Wesentliche mit der äußern Form verwechselt, so führt dieß leicht auf den Gedanken, daß sich das Geistige eben so wie das Mechanische lehren lasse. Was als bloße Beobachtung seinen Werth hat, macht man nun zur Regel; was eine zufällige Reihe von Bemerkungen bleiben sollte, muß sich in eine vollständige Theorie verwandeln.

Nirgends ist nun das Geistige mit dem Mechanischen mehr verwechselt worden, als bei der Lehre vom Styl, und nicht leicht blieb ein Begriff seit den ältesten Zeiten so schwankend und unbestimmt, wie dieser.

Dieß ist sehr natürlich, weil Gedanke und Ausdruck so nahe aneinander grenzen, daß man des Irrthums kaum gewahr wird, wenn man beide mit einander verwechselt. Und doch verleitet diese Verwechselung zu vielen Ungereimtheiten, wenn man das im Ausdruck sucht, was in der ganzen Entwickelungsart der Ideen, oder in der Sache selbst liegt.

Wer von der Sache, worüber er schreibt, die richtigen Begriffe hat, dessen Ausdruck wird auch dem Gegenstande selbst angemessen seyn, und wem diese richtigen Begriffe fehlen,

dessen Schreibart werden keine Regeln des Styls verbessern.

Daß Voltär kein guter Geschichtschreiber war, kam gewiß nicht daher, weil er etwa die Regeln des historischen Styls nicht wußte, sondern weil die Eigenthümlichkeit seiner Vorstellungsart nicht zu der Bearbeitung der Geschichte paßte, deren vorzügliche Eigenschaft die Glaubwürdigkeit ist, welche darunter leidet, sobald man bemerkt, daß bei dem Geschichtschreiber die Phantasie zu lebhaft mitwirkt.

Auch würde der ernste kalte Geschichtforscher selber sich vielleicht dem mühsamen oft trockenen Geschäfte nicht unterziehen, wenn ihm Voltärs Witz und Einbildungskraft zu Theil geworden wäre.

Daß es aber eine eigne historische Schreibart geben soll, worüber Regeln statt finden, ist höchst ungereimt, weil das eigenthümlich Gute oder Fehlerhafte bei einem Geschichtschreiber tiefer, als in dem Ausdruck liegt.

Der Ausdruck soll mir bei den guten Geschichtschreiber nur Veranlassung geben, dem Eigenthümlichen in seiner Vorstellungsart von

den Dingen nachzuspüren, und an dem originellen Gepräge seines Geistes mich zu ergötzen; auch werde ich nicht eher den Werth von irgend einem einzelnen Ausdrucke zu schätzen wissen, bis ich die Quelle selbst erst kenne, aus der er sein Daseyn hat.

Dem schlechten Geschichtschreiber wird der Tadel einzelner unangemessener Ausdrücke, wovon dieser etwa für die Geschichte zu schwülstig, ein anderer zu gemein oder zu kriechend ist, nichts helfen, wenn seine Begriffe von dem Endzweck der Geschichte noch schwankend sind, oder wenn die ganze Anlage seiner Denkkraft ihn nicht zu diesem Geschäft bestimmte.

Dazu verleiten insbesondre die Theorien, das jeder sich zu jedem Geschäft, zu welchem eine ganz eigne Anlage erfordert wird, und wozu ihn bloß Phantasie oder Zufall führen, berufen dünkt, weil er Anweisung und Regeln vor sich zu finden glaubt; da hingegen die sorgfältige Zergliederung bei den vorzüglichsten Werken des Geistes in psychologischer Rücksicht, Darstellung der Schwierigkeiten, welche der Urheber zu überwinden hatte, des Ideenumfangs, den er zu dem Werke mitbringen muß-

und des Originellen, das nur bei ihm statt findet, gewiß manchen Unberufenen abschrecken, oder doch veranlassen würde, vorher seine Kräfte zu prüfen, ehe er sich in den Wettkampf einläßt.

So abweichend von den gewöhnlichen Begriffen dieß auch klingen mag, so giebt es doch im strengsten Sinne gar keine Regeln des Styls. Denn man denkt sich doch unter Styl das Eigenthümliche, woran man die Schreibart eines jeden wieder erkennet, und wodurch sie eigentlich erst zur Schreibart wird; nun aber finden ja über das Eigenthümliche keine Regeln statt. Alles was sich darüber sagen läßt, beschränkt sich auf einzelne Beobachtungen, welche zur Selbstbeobachtung und Selbstprüfung Veranlassung geben können.

Auch wird man doppelt dabei gewinnen, wenn man die Lehre vom Styl immer mehr von den Regeln auf den Weg der Beobachtung zurück zu führen sucht. Man wird die innere Vollkommenheit der Geisteswerke, über welche man Beobachtungen anstellt, immer mehr schätzen lernen, und zugleich auf den leisesten

Anklang aufmerksam werden, der irgend eine in uns schlummernde Geistesanlage wecken kann, da hingegen auch die anschauendere Vorstellung von der Vollkommenheit, uns lehren wird, mit dem Genuß am Schönen uns zu begnügen, wo unsere Kräfte nicht zureichen, es selbst hervorzubringen.

Das eigentliche beobachtende Studium der Werke des Geistes, und das Eindringen in ihre innern Vollkommenheiten, ist auf keine Weise unzweckmäßig, gesetzt daß man auch nie ähnliche Versuche wagen sollte; denn in dem geringsten Aufsatze, den man entwirft, wird sich der Nutzen davon zeigen, weil durch die Aufmerksamkeit auf das Eigenthümliche in den fremden Werken, die Nachahmungssucht immer mehr verdrängt wird, und das Eigenthümliche in unserer eigenen Vorstellungsart allmälig sich entwickeln kann, wodurch erst der Ausdruck sein Gepräge erhält, und der Styl sich bildet.

Dasienige, was dem Ausdruck allein übrig bleibt, wenn seine Grundlage, der Gedanke vollständig ist, beschränkt sich auf das Mechanische der Wortstellung und des Perio-

denbaues, auf die Vermeidung des Eintönigen, der Härten und des Uebelklangs; und was auf die Weise die Lehre vom Versbau in der Poesie ist, das ist die Lehre vom Periodenbau in der Prosa.

Auf diesen mechanischen Theil der Schreibart sollte man eigentlich die Regeln nur beschränken, und grade hierüber findet man die wenigsten Regeln; da man hingegen über dasjenige, was bei der Schreibart zu dem Gedanken gehört, eine Menge Regeln gemacht hat, die freilich leicht auszusinnen waren, weil sie sich in kein Detail einlassen, aber eben deswegen auch in der Anwendung gar keinen Nutzen haben.

Alles was man im Allgemeinen von der Klarheit, Deutlichkeit, und Lebhaftigkeit im Ausdruck sagt, sind im Grunde leere Worte. Es muß von einer bestimmten Sache die Rede seyn, wovon ich selbst erst richtige und deutliche Begriffe habe, und alsdann den Ausdruck mit dem Gedanken vergleichen kann.

Die Klarheit und Deutlichkei liegt ja in den Begriffen, und man kann wohl jemanden über irgend eine Sache seine Begriffe aufklä-

ren, aber die Klarheit in den Begriffen überhaupt kann man ihm nicht besonders beibringen, sondern man muß die Sachen, die er sich deutlich vorstellen soll, selber einzeln mit ihm durchgehen, und seine Begriffe darüber zu berichtigen suchen; dieß allein ist eine zweckmäßige Uebung der Denkkraft, die sich, wenn sie nur selbst erst auf die rechte Bahn gebracht ist, auch bald einen deutlichen und lichtvollen Ausdruck bildet.

Allgemeine Regeln lassen sich hierüber gar nicht geben, aber Beobachtungen lassen sich an einzelnen Beispielen machen, wie manchmal durch die unrechte Wahl oder Stellung eines einzigen Worts ein ganzer Gedanke verdunkelt werden kann; wie selbst durch das Mechanische in der Schreibart, den schicklichen Periodenbau, Vermeidung der Eintönigkeit, der Härten und des Uebelklanges, zugleich die Deutlichkeit mit befördert, und durch die entgegengesezten Fehler der Gedanke verdunkelt wird; und wie dieß alles demohngeachtet wieder in der eigentlichen Vorstellungs- und Denkart des Schreibenden seinen Grund hat.

Daß man aber auch das Erhabene, das Rührende, und das Pathos mit zu dem Begriff vom Ausdruck gezogen hat, dadurch sind unzählige mißlungene poetische Versuche veranlaßt, wo man durch hochtönende Worte und Phrasen etwas einen Werke der Dichtkunst Aehnliches hervorzubringen glaubte.

Freilich muß der Ausdruck des Pathetischen mit demselben harmonisch seyn, aber das Pathos liegt nicht in dem Ausdruck, sondern in der ganzen Gemüthsstimmung des Redenden, insofern uns dieselbe durch den Ausdruck sichtbar wird. Das Pathos ruhet auf einer tiefen Grundlage, wovon die Worte nur wiedertönen, und gleichsam nur den ersten Anstoß zu der darauf folgenden Stimmung der Seele geben.

Wem das wahren Pathos im Ausdruck gelingt, der weiß es nicht; er ist in seinen Gegenstand viel zu vertieft, als daß er auf Schmuck der Rede, auf Wahl der Worte sein Augenmerk richten sollte; so wie nun aber die Empfindung überwallt, schwebt unwillkürlich das Wort auf seinen Lippen, und schlägt

die mitertönende Saite bei jedem Zuhörer sympathetisch an.

Ja, die ganze Stärke des Ausdrucks beruht gewissermaßen darauf, daß einer die Kraft besitze, die Aufmerksamkeit im hohen Grade vom Ausdruck ab, und auf den Gedanken hinzulenken, so daß die Worte gleichsam unwillkürlich, wie von selbst erfolgen; dann ist auch ieder Laut gewiß ein treuer Widerhall des leisesten Gedanken; die Rede bedarf dann keines erborgten Schmucks; ihr Inhalt selbst ist ihre schönste Zierde.

Der Gedanke verliert schon seinen ersten Schimmer, während wir auf den Ausdruck sinnen, und nur in den glücklichen Momenten, wo beide sich ungesucht zusammenfinden, entsteht ein schönes Ganze, das Jugend und Leben athmet, und dessen Reitz unnachahmlich ist.

Da nun das Interesse des Gegenstandes schon sehr darnnter leidet, wenn man für den Gedanken erst den Ausdruck mühsam sucht, was für Produkte müssen dann entstehen, wenn, wie es auch wohl geschieht, zu dem Ausdruk erst der Gedanke gesucht wird.

Wenn man, nicht etwa so voll von seinem Gegenstande, daß der gewöhnliche Ausdruck nicht hinlänglich ist, zu dem poetischen sich gedrungen fühlt; sondern weil man gern etwas Poetisches ausarbeiten oder im poetischen Styl sich üben will, nun erst nach einem Stoffe dazu sich umsieht.

Oder wenn man, nicht etwa von einer Reihe wichtiger Ereignisse und Begebenheiten so hingerissen, daß man unwillkürlich sie wieder darzustellen strebt, eine Geschichte ausarbeitet, sondern erst irgend einen Stoff aus der Geschichte aufsucht, um sich im historischen Styl zu üben; oder wenn man wohl gar den Ausdruck des Pathetischen zu seinem Augenmerk wählt, und noch den Gegenstand nicht weiß.

So lächerlich dieß auch klingt, so ist es dennoch öfter, als man glaubt, der Fall; und das Daseyn einer unzähligen Menge mißlungener poetischer Versuche, hat in diesem verkehrten Bestreben seinen Grund, wo man mit dem Ausdruck anfängt, und mit dem Gedanken endigt, das Mittel zum Zweck, den Grund zur Folge macht.

Da man doch erwägen sollte, daß man nicht fähig ist, über irgend einen Gegenstand gehörig zu schreiben, für welchen man sich nicht selber auf eine oder die andere Weise interessiret; und daß also jede Uebung im Styl mit der Uebung im Denken unzertrennlich verknüpft ist, und ohne diese mehr schadet, als nützet.

Woher entsteht die Sucht zu schreiben anders, als weil man sich schon im Voraus auf den Schimmer der Oberfläche freuet, wozu der Grund noch fehlt. Oder weil man schon an der glänzenden Nebeneinanderstellung einer Reihe von Ausdrücken sich ergötzt, wozu man den Faden erst sucht, der sie verbinden soll.

Mann könnte bei so manchen Versuchen in Poesie und Prosa die Stellen aufzählen, wo man offenbar siehet, daß der Ausnruck dem Gedanken voranging, oder daß der Verfasser um des Ausdrucks willen erst den Gedanken suchte.

Dieß wäre aber nicht zu tadeln, wenn es mit der Lehre vom Styl, so wie man sie vorgetragen findet, seine Richtigkeit hätte; oder wenn die Klarheit, die Deutlichkeit, das Rüh-

rende, das Erhabne oder das Pathos, wirklich im Ausdruck läge.

Daß dem nun nicht so sey, muß bei dem Nachdenken über den Styl, immer deutlicher einleuchten, je mehr man über das Eigenthümliche desselben zweckmäßige Beobachtungen anstellt, je sorgfältiger man hiebei auf das vollständige Detail der wirklichen Darstellung sich einläßt; und je weniger man durch nichtssagende allgemeine Aussprüche sich die Mühe des gründlichen Nachdenkens zu ersparen sucht.

Zweite Vorlesung.

Versuch einer nähern Bestimmung des Begriffs vom Styl in Rücksicht auf die gewöhnlichen Eintheilungen desselben. — Die Lebhaftigkeit des Styls durch die Gedankenfülle, in einem Beispiel aus Göthens Schriften. — Der Einzige Weg, wie das Vortrefliche und Schöne in der Schreibart nachgeahmt werden kann.

Die Eintheilung der Schreibart in die höhere, mittlere und niedere oder vertrauliche, hat ebenfalls zu einer Menge überflüssiger und ganz unzweckmäßiger Regeln Veranlassung gegeben.

Freilich findet, nach Beschaffenheit der Gegenstände, eine höhere, mittlere und niedere oder vertrauliche Schreibart statt; aber diese ist nur ein Gegenstand der Beobachtung, und es lassen sich schlechterdings keine Vorschriften darüber geben.

Daß z. B. in Geschäftsaufsätzen die höhere Schreibart selten statt findet, kömmt ja nicht daher, weil die Regeln des Styls, sondern weil die Sache selbst es verbietet, und gilt auch nur in so fern die Sache es verbietet; denn in Geschäftsaufsätzen kann da, wo zufälligerweise die Materien sich zusammendrängen, und ein großer Gesichtspunkt für eine Sache sich von selbst darbietet, das wahre Pathos eben so wohl, wie in der höchsten Poesie, statt finden.

Wenn dieß aber nur selten der Fall ist, so liegt das ja nicht daran, weil zu Geschäften eine besondere sogenannte mittlere Schreibart erforderlich wäre, sondern diese mittlere Schreibart ist bloß eine natürliche Folge von dem gewöhnlichen Gange der Geschäfte, welcher die Aufmerksamkeit zertheilet, und selten einen höhern Schwung des Geistes zuläßt.

Eben so ist es auch mit dem Witze: der falsche Witz taugt nirgends, eben so wenig in poetischen, als in Geschäftsaufsätzen. Der wahre Witz aber findet allenthalben eine gute Statt; denn ein wesentliches Erforderniß dessel-

ben, besteht mit darin, daß er am gehöri=
gen Orte angebracht sey.

Daß er nun aber in Geschäftsaufsätzen
nur selten eine Stelle findet, kömmt nicht da=
her, weil er, wegen der erforderlichen Schreib=
art, nicht darin angebracht werden dürfte,
sondern weil er theils wegen der Wichtigkeit,
und theils auch wegen der Trockenheit der Sa=
chen, nur selten auf eine schickliche und ungekün=
stelte Weise, darin angebracht werden kann.

Demohngeachtet aber wird der witzige
Kopf, der tiefe Denker, und der Kenner des
Schönen, auch immer noch aus dem trocknen
Geschäftsaufsatze, wo nur irgend eine Veran=
lassung sich darbietet, der Sache unbeschadet,
hervorleuchten. Durch das Eigenthümliche in
der Bearbeitung wird sich die Schreibart nicht
nur von selbst verschönern, sondern auch der Ge=
genstand zugleich tiefer erschöpft werden, wenn
irgend eine eigenthümliche Kraft der Seele sich
in der Beobachtung desselben ungehindert ent=
wickeln kann.

Die Grenzen wird alsdann die Sache selbst
schon vorschreiben. Denn das Schwülstige,
Gesuchte, und Gekünstelte im Ausdrucke ent=

steht ja nur vorzüglich daher, wenn einer die Aufmerksamkeit seiner Seele mehr auf die Worte als auf den Gegenstand richtet, und eine gewisse Kraft oder Nachdruck in die Worte legen will, die in dem Gegenstande selbst nicht liegt, oder die er doch selbst nicht darin empfindet.

Man merkt aber sehr bald den Unterschied, wenn ein figürlicher Ausdruck von warmer Imagination gebildet, den ganzen Gedanken aufhellt, und der Rede selber ein höheres Leben giebt; und wenn ein herbeigezogenes, gekünsteltes, und gesuchtes Bild, ohne Einklang, Geist, und Leben, immer nur einzeln dasteht, und bei dem Leser weder das Herz noch den Verstand beschäftigt.

Wie leicht aber wird der Jüngling verführt nach solchem erborgten Schmuck der Rede zu haschen, wenn er sich die höhere Schreibart, wie eine besondere Gattung des Ausdrucks, und nicht vielmehr wie den zufälligen aber wahren Nachklang einer höher gestimmten Empfindung denkt.

Der geheime Grund des Gesuchten und Gekünstelten in der Schreibart liegt aber ge-

meiniglich darin, daß man beim Schreiben durch irgend ein hochtönendes Wort, welches man sich selber in Gedanken vorsagt, erst seine Empfindung zu stimmen sucht, statt daß die Empfindung die Worte stimmen sollte.

Darum kann man nicht genau genug die Grenzlinie zwischen Sache und Ausdruck ziehen, damit man nicht durch Wort und Bild sich täusche.

Der Sprachgebrauch ist in Ansehung des Worts Schreibart oder Styl so äußerst schwankend, daß dieß so häufig vorkommende Wort in jeder Rücksicht einer nähern Bestimmung bedarf.

Man sagt: eine witzige Schreibart, eine pathetische Schreibart, und dann auch wieder eine lebhafte, eine matte, eine trockne Schreibart, — unmöglich kann aber Schreibart in diesen verschiedenen Bedeutungen immer einen und eben denselben Begriff bezeichnen.

Wenn ich sage eine witzige oder lebhafte Schreibart, so muß ich mir unter Schreibart nothwendig und vorzüglich die ganze Vorstellungsart mit denken, denn darin liegt ja das

Witzige und das Pathos eigentlich, und der Buchstabe deutet es nur an.

Man sagt ja niemals: dieser Ausdruck ist witzig, sondern, dieser Gedanke oder dieser Einfall ist witzig; und nicht dieser Ausdruck, sondern diese Vorstellung ist rührend oder pathetisch; darum heißt es auch der Ausdruck des Pathetischen, des Rührenden, u. s. w. und eben so wenig, wie es nun an sich pathetische und witzige Ausdrücke gibt, eben so wenig kann auch das Witzige oder Pathetische im eigentlichen Sinne eine besondere Schreibart ausmachen, die man die witzige oder pathetische Schreibart nennen könnte.

Schreibart ist in dieser Verbindung ein sehr unschickliches Wort, daß der Sprachgebrauch eingeführt hat. Witz, Pathos — und Schreibart stehen in einem disharmonirenden Gegensatze: Witz und Pathos bezeichnen die tiefste Grundlage, Schreibart nur die Oberfläche.

Daß man nun diese Oberfläche als die Hauptsache betrachtet, wovon witzig, pathetisch u. s. w. gleichsam nur Eigenschaften seyn sollen, ist eben die falsche Vorstellungsart, wo-

durch so mancher verleitet worden ist, dem Witz im Ausdruck nachzujagen, wozu sich in seiner Vorstellungskraft selber keine Quelle fand.

Die kindischen Wortspiele selber scheinen daher vorzüglich ihren Ursprung zu haben, daß man den Witz im Ausdruck suchte.

Lebhaftigkeit und Trockenheit aber finden schon eher in Ansehung des Ausdrucks statt. Ein sehr interessanter Gedanke kann durch den Ausdruck matt werden, wenn eine zu große Anzahl Worte, die das Gedächtniß fassen soll, die Aufmerksamkeit auf den Gedanken selber schwächen.

So kann auch eine gewöhnliche und alltägliche Wahrnehmung zuweilen bloß durch die Kürze des Ausdrucks, der sie darstellt, einen neuen Reitz erhalten.

Ueber die Nichtigkeit des menschlichen Lebens z. B. ist so viel gepredigt worden, daß dieser Gedanke dadurch ganz alltäglich und gewöhnlich geworden ist; wie hebt er sich aber wieder, wenn alles, was über diesen Gegenstand nur gesagt werden kann, so nahe zusammengedrängt wird, daß die Sprache

gleichsam sich selber ihre Grenze bezeichnet, wo sie über gewisse Dinge verstummen muß, wenn nicht alles, was sie nun noch ferner darüber sagen will, bloß eine matte Wiederhohlung desjenigen seyn soll, was schon gesagt ist.

Wir beobachten also in dem folgenden Beispiele, wie der so oft wiederhohlte Gedanke, daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, allmälig ein neues Interesse erhält; jemehr man sieht, daß es dem Schriftsteller nicht sowohl darum zu thun war, etwas Schönes oder Auffallendes zu sagen, als vielmehr seine innersten Gefühle, wo möglich, auszusprechen:

„Daß das Leben des Menschen nur ein „Traum sey, ist manchem schon so vorgekom„men, und auch mit mir zieht dieß Gefühl „immer herum.“

Hier ist alles ungeschmückt; die Darstellung hebt mit dem unwillkürlichen Ausbruch der Empfindung an, welchen nun das Nachdenken sich zu entwickeln strebt, bis es über seiner vergeblichen Anstrengung ermüdend, den Versuch ganz aufgiebt, und gleichsam sich selber, in

den Traum, woraus es sich empor arbeiten wollte, wieder zurücksinken läßt.

Es ist gleichsam ein wiederhohlter Ansatz der Denkkraft, der Sache näher zu kommen, bis zuletzt die Unmöglichkeit, weiter zu dringen, den Gedanken hemmt, und die Sprache verstummen läßt.

„Wenn ich die Einschränkung so ansehe, „in welche die thätigen und forschenden Kräfte „des Menschen eingespert sind;“

Ansatz:

„wenn ich sehe, wie alle Wiksamkeit dar„auf hinausläuft, sich die Befriedigung von „Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder kei„nen Zweck haben, als unsere arme Existenz „zu verlängern;“

Ansatz:

„und denn, daß alle Beruhigung über ge„wisse Punkte des Nachforschens nur eine „träumende Resignation ist, da man sich die „Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, „mit bunten Gestalten, und lichten Aussichten „bemahlt; —“

Hemmung:

„Das alles, Wilhelm, macht mich stumm.“

Das leztere Bild, welches die undurchdringliche Scheidewand darstellt, wo unser Denken aufhört, und auf welcher alles, was wir jenseit zu sehen glauben, nur täuschende Bilder dießseits sind, ist auch das lezte, was die Sprache von dem Gedanken, der hier nun seine Endschaft erreicht hat, ausdrücken kann; wo alles, was nun noch folgen könnte, bloß eine matte Wiederhohlung des Vorhergehenden seyn müßte, welches nun eben durch den vielsagenden Schluß: dieß alles, Wilhelm, macht mich stumm, weit lebhafter bezeichnet wird, als es auf irgend eine andre Art hätte bezeichnet werden können.

In einer Anweisung zur Beredsamkeit, nach dem gewöhnlichen Zuschnitt, würde man diese wiederhohlte Gedankenanstrengung oder Gedankenansaz mit der plötzlichen Hemmung, auch wohl bald zu den Redefiguren zählen, und ihr einen eigenen Nahmen geben, ohne zu erwägen, daß der Schriftsteller wahrlich an keine Redefigur dachte, da er diesen Gedanken so wahr und innig, aus der Tiefe seiner Empfindung niederschrieb; und daß die ganze schöne Bildung des Ausdrucks eben dadurch ent-

standen ist, weil der Schriftsteller die ganze Aufmerksamkeit seiner Seele nur auf die Entwickelung seiner Empfindung richtete, und deswegen weil ihm um die Sache zu thun war, so wenig Worte wie möglich brauchte, um die Aufmerksamkeit nicht zu zerstreuen.

Da nun der Gedanke nach außen zu sich auf allen Seiten beschränkt findet, so kehrt er in sich selbst zurück; und als er sich auch da gehemmt sieht, erliegt die Denkkraft in ihrer Anstrengung; und dieß Erliegen der Denkkraft selbst macht nun hier den schönsten und wahrsten Schluß des Gedanken aus, indem er ihn am vollständigsten darstellt, weil er seine Grenzen bezeichnet.

Ansatz:

„Ich kehre in mich selbst zurück, und fin„de eine Welt.“

Hemmung:

„Wieder mehr in Ahndung und dunkler „Begier, als in Darstellung und lebendiger „Kraft.“

Hemmung:

„Und da schwimmt alles vor meinen Sin„nen, und ich lächle dann so träumend weiter „in die Welt.“

Hiemit ist nun erschöpft, was über den Gegenstand, daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, gedacht und gesagt werden kann. Und dieß kann nur einmal so schön und wahr gesagt werden. Wer dieß nun nachahmen und eben dasselbe anders sagen wollte, würde es schlechter sagen müssen, weil hier die Schönheit des Ausdrucks gerade darin besteht, daß alles so und nicht anders auf einander folgen kann, wie es wirklich folgt; und daß diese Folge gar nicht zufällig, sondern in der Natur der Sache gegründet ist.

Daß bei dem wahren Ausdruck die Lippe verstummt, wo die Denkkraft nicht weiter vordringen kann, ist nicht zufällig, sondern nothwendig, und wenn dieß Verstummen gerade zu selbst mit ausgedrückt wird, so hat der Ausdruck eben dadurch seine höchste Wahrheit erhalten. — Man sieht deutlich, daß es dem Schriftsteller nicht um Worte, sondern um die Sache zu thun ist, weil er da lieber schweigt, wo die Fortsetzung von Worten leer seyn würde.

Daß aber der von außen gehemmte Gedanke, der nicht ruhen kann, zuletzt noch in sich selbst zurückgedrängt wird, ist ebenfalls noth-

wendig, und da er auch hier nichts Fertiges und Vollendetes findet, worauf das übrige abzwecken könnte, so hört das Denken auf — aber das Leben dauert fort —

„Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter „in die Welt.“

Um schön und musterhaft zu schreiben, und seine Gedanken lebhaft auszudrücken, kömmt es aber vorzüglich darauf an, mit so wenig Worten, wie möglich, so viel wie möglich zu bezeichnen, und wenn man daher eine Sache, wovon eine ganze Abhandlung hindurch die Rede ist, mit einem einzigen Perioden erschöpfen könnte, so würde dieß natürlicher Weise die vorzüglichste Art des Ausdrucks seyn.

Nun müssen wir aber bei jedem Gegenstande des Denkens mit unserer Denkkraft gleichsam immer von neuem ansetzen, um der Sache näher zu kommen.

Bei jedem neuen Ansatz dieser Art aber müssen wir uns den Hauptgegenstand immer wieder lebhaft vorstellen, und ihn uns selbst durch das, was wir darüber sagen, deutlicher zu machen suchen.

Jeder Versuch dieser Art ist ein Bestreben, die Sache in so kurzen Worten wie möglich zusammenzufassen, und im Grunde dasselbe, was man über die Sache denkt, immer noch besser zu sagen, als man es schon gesagt hat, indem man versucht, die Worte selbst, wenn es möglich wäre, in Gedanken zu verwandeln.

Diese Anstrengung aber macht, daß man sich nie wiederhohlt, sondern, indem man immer dasselbe auszudrücken strebt, es doch immer auf eine neue Art versucht, wodurch man der Sache näher kommt.

Auf die Weise erneuert nun die Denkkraft so lange ihre Versuche, bis sie sich selber ein Genüge gethan hat. Und die einzelnen Perioden sind daher bloß dasjenige, wodurch die wiederhohlten Bestrebungen der Denkkraft, den Gegenstand des Denkens zu umfassen, ihre Spur bezeichnen.

Die Worte sind also eigentlich ein Zeichen der Eingeschränktheit der Denkkraft, die sich vermittelst derselben aufs neue an das, was sie sich zum Ziele setzt, erst wieder erinnern, und es sich vergegenwärtigen muß; so daß sie stets von neuem ihr Geschäft wieder anzufangen genöthigt ist, bis sie alles, was zur Sache gehört, erschöpft hat.

Je weniger Ansätze nun aber die Denkkraft zu machen nöthig hat, um ihren Gegenstand zu erschöpfen, jemehr sie mit einem einzigen Ausdrucke zusammenfassen, und dem Leser deutlich vor Augen stellen kann, desto vortreflicher ist die Schreibart.

Eine solche Schreibart kann aber nicht sowohl durch Uebung im Schreiben, als vielmehr durch Uebung im Denken, nachgeahmet werden. Denn die Vortreflichkeit der Schreibart erwächst ja nur aus der Fülle der Gedanken, welche man gerne zusammenhalten, und so wenig wie möglich durch Worte vereinzeln und zerstückeln will.

Wenn nun eine solche Fülle von Gedanken nicht vorhergeht, so wird man sich vergeblich bemühen etwas Schönes und Vortrefliches zu sagen; denn wo nichts zusammenzudrängen ist, da kann auch der Ausdruck nicht gedrängt und voll seyn.

Um etwas so schön und wahr zu sagen, wie in der zum Beispiel angeführten Stelle, muß zu dem Ausdruck der ganze Ideeumfang herugebracht werden, wovon allein die Schmucklosigkeit und Bescheidenheit im Ausdruck eine Folge ist.

Denn je begrenzter dieser Ideeumfang ist, desto geschmückter und prunkvoller wird der Ausdruck seyn, weil die Thätigkeit der Seele doch irgend einen Spielraum haben will, und nun am Ausdruck schnitzelt und künstelt, weil sie an dem Gegenstande selber nicht hinlängliche Beschäftigung findet.

Nur derjenige, welcher tief die Scenen des Lebens durchempfunden, und wessen Geist über kleinliche und eitle Bestrebungen sich zu erheben gelernt hat, ist vermögend mit so viel Natur und Wahrheit, wie in dem angeführten Beispiele, über den Traum des Lebens Betrachtungen anzustellen.

Wer also einen solchen Schriftsteller nachahmen will, der muß es dadurch thun, daß er durch Erhebung seines Geistes die Größe der Denkart und Vorstellungsart sich zu eigen zu machen sucht, wodurch sich bei jenem Gedanke und Ausdruck erst bildete, und wovon der Ausdruck nur eine Spur ist, und nur in so fern Werth hat, als er uns in den Geist des Schriftstellers, und in den Reichthum seiner Gedanken und Empfindungen blicken läßt.

Dritte Vorlesung.

Von der Vermeidung des Versmäßigen oder der Wiederkehr des Gleichlautenden in der Prosa, in einigen Beispielen. — Von der Ründung des Perioden in einem Beispiele. — Von der Fertigkeit seine Gedanken durch den Ausdruck, und den Ausduck durch den Gedanken zu prüfen. — Von der klugen Auswahl desjenigen, was zur Sache gehört, in einer horazischen Epistel.

Indem ich über den Styl schreibe, muß ich in jedem Augenblick selber die Anwendung von demjenigen machen, was ich schreibe. Ich muß daher auf mich selber aufmerksam seyn, und die Schwierigkeiten beobachten, welche zum öftern den Fluß der Worte im Schreiben hemmen, weil in dem Gefühle dieser Schwierigkeiten, und in der Ueberwindung derselben doch eigentlich die Kunst zu schreiben besteht,

und ich von dieser Kunst nur in so weit Rechenschaft geben kann, als ich sie selbst besitze.

Ich führe zu dem Ende ein Beispiel aus meiner ersten Vorlesung an, welches zu denen gehört die am häufigsten vorkommen; es ist folgende Stelle:

„Denn man denkt sich doch unter Styl
„das Eigenthümliche, woran man die Schreib-
„art eines jeden wieder erkennet, und wodurch
„sie eigentlich erst zur Schreibart wird, nun
„aber finden ja über das Eigenthümliche kei-
„ne Regeln statt."

Hier hatte ich erst gesetzt:

„nun finden aber über das Eigenthüm-
„liche keine Regeln statt."

aber über konnte unmöglich zusammen stehn bleiben; ich setzte also:

„nun finden über das Eigenthümliche
„aber keine Regeln statt."

Dieß klang beinahe so als ob aber ein Substantivum, und von einem eigenthümlichen Aber die Rede gewesen wäre.

Ich änderte daher:

„aber nun finden über" u. s. w.

Allein das aber im Anfange macht hier einen zu starken Einschnitt, weil kein anderer Periode angeht, sondern der letzte Satz sich an den vorhergehenden hinanfügen soll.

Nachdem ich nun in der Geschwindigkeit, das aber auf diese dreierlei Arten versetzt hatte, blieb ihm zuletzt die rechte Stelle nach nun übrig:

„nun aber finden über" u. s. w.

Aber auch hier schien mir das aber und über noch zu nahe zusammen zu stehen; indem ich nun das Wörtchen ja einschob, glückte es mir das aber und über gehörig von einander zu trennen, ohne doch den Gedanken zu schwächen, der vielmehr an Lebhaftigkeit dadurch gewann, und der letzte Ausdruck blieb also:

„nun aber finden ja über das Eigen„thümliche keine Regeln statt."

Wir wollen itzt alle diese Versuche zum Gegensatze untereinander stellen:

„nun finden aber über das Eigenthüm„liche keine Regeln statt."

„nun finden über das Eigenthümliche aber keine Regeln statt."

„aber nun finden über das Eigenthüm„liche keine Regeln statt.“

„nun aber finden über das Eigenthüm„liche keine Regeln statt.“

„nun aber finden ja über das Eigen„genthümliche keine Regeln statt.“

Als ein zweites Beispiel führe ich noch folgende Stelle aus meiner ersten Vorlesung an:

„Das Daseyn einer Menge mißlungener „poetischen Versuche, hat in diesem verkehr„ten Bestreben seinen Grund, wo man mit dem „Ausdruck anfängt, und mit dem Gedanken „endigt, das Mittel zum Zweck, den Grund „zur Folge macht.“

Hier hatte ich erst gesetzt:

„Das Daseyn einer Menge mißlungener „poetischen Versuche läßt sich aus diesem „verkehrten Bestreben erklären.“

Die Ausdrücke, die hier aufeinanderfolgen, und wovon jeder zwei kurze und in der Mitte eine lange Sylbe hat, verursachen schon durch den gleichen Silbenfall eine unausstehlich widrige Eintönigkeit:

v — v

aus diesem

verkehrten

Bestreben

erklären.

Dazu kömmt noch daß in verkehrten Bestreben erklären, das e und ä immer in der Hauptsilbe hervortönt, und daß dadurch die Aufmerksamkeit von dem Gedanken abgelenkt, und auf den immer wiederkehrenden Laut gezogen wird, welches in der Prose auf alle Weise vermieden werden muß.

Ich setze also:

„Das Daseyn einer Menge mißlungener „poetischen Versuche erklärt sich aus die„sem verkehrten Bestreben.“

Allein der Silbenfall ist noch immer zu versmäßig, und erregt mehr Aufmerksamkeit, als er in der gewöhnlichen Prose erregen soll.

v — v

erklärt sich

aus diesem

verkehrten

Bestreben.

Auch macht das vortönende ä und e in den erklärt, verkehrten, und Bestreben immer noch einen wiedrigen Gleichlaut, obgleich diese Wörter nicht mehr unmittelbar aufeinander folgen. Ich sehe also wohl, ich muß das Wort erklären selbst, wo möglich, mit einem andern vertauschen, wodurch der Gedanke nicht geschwächt, und doch die Eintönigkeit in der Wortfolge und dem Silbenfall vermieden wird.

Ich setze also:

„Hat in dem verkehrten Bestreben sei„nen Grund.“

Nun folgen zwar noch dreimal zwei kurze und in der Mitte eine lange Silbe aufeinander:

v — v

hat in dem

verkehrten

Bestreben,

aber durch den Schlußfall

— v —

seinen Grund,

Wo man gerade umgekehrt zwei lange und in der Mitte eine kurze Silbe vernimmt,

wird nun die vorhergehende Eintönigkeit wieder gehoben; der Silbenfall verliert auf einmal das unangenehme **Versmäßige**, weil der Wiederkehr des Gleichlautenden durch das ganz Entgegengesetzte vorgebeugt wird, und nun die Rede wieder ihren **gewöhnlichen abwechselnden** Gang geht.

Nun heißt es also:

„Hat in diesem verkehrten Bestreben seinen „Grund, wo man mit dem Ausdruck anfängt, „und mit dem Gedanken endigt, das Mittel „zum Zweck, den Grund zur Folge macht."

Hier wollte ich erst den Perioden schließen:

„Indem man das Mittel zum Zweck „macht."

Nun schien es aber dem Perioden an einem ordentlichen **Schlußfall** zu fehlen; — er klang als ob er plötzlich **abgebrochen** wäre:

„Indem man das Mittel zum Zweck macht."

Es scheint hier mehr dem Klange des Perioden, als dem Ausdruck des Gedanken an seiner Vollständigkeit zu fehlen. — Hier aber ist eben der Punkt, wo das Mechanische im Ausdruck mit dem Gedanken selber auf das innigste verwebt ist. — Wenn der Periode nicht gehörig

austönt, so ist es, als ob dem Nachdenken die Zeit benommen würde, auf seinem Gegenstande ruhig zu verweilen. — Es ist nicht bloß das Ohr, sondern das Nachdenken selber, welches durch den volltönenden Perioden befriedigt seyn will.

Ich suche daher einen Ausdruck, welcher, ohne dem Gedanken zu schaden, dem Perioden seine Ründung giebt; nun finde ich eine ähnliche Beziehung zwischen Grund und Folge, wie zwischen Mittel und Zweck, ohne daß es doch gänzlich dieselbe wäre; diese beiden Beziehungen nebeneinander gestellt, klären sich selbst einander auf, und der Zusatz:

„Den Grund zur Folge macht“

giebt dem letzteren Theil des Perioden eine harmonische Uebereinstimmung mit dem Vorhergehenden, in Ansehung der Dauer des fortschreitenden Silbenfalls, welcher gleichsam die fehlenden Momente herbeiführt, die zu der ruhigen Darstellung des Gedanken noch erfordert wurden.

Wenn es nun eine Kunst zu schreiben gibt, so muß sie vorzüglich in der Fertigkeit bestehen, sich in jeden Augenblick, wo man schreibt,

in die Stelle des Lesers zu versetzen, und gleichsam vergessen zu können, daß man das alles selbst schon weiß, was man geschrieben hat.

Daher sind auch diejenigen, welche sich in dieser Kunst üben wollen, anfänglich genöthigt, ihre Aufsätze wegzulegen, und sie erst nach einiger Zeit wieder anzusehen, um die Darstellung der Gedanken, als eine fremde Arbeit zu betrachten und beurtheilen zu können.

Jemehr man in der Fertigkeit zu schreiben zunimmt, desto kleiner kann auch der Zwischenraum seyn, in welchem man fähig ist, die Darstellung seiner eigenen Gedanken zu beurtheilen, bis man endlich dahin kömmt, daß sich zuletzt der Gedanke in dem Ausdruck unmittelbar spiegelt, indem der Gedanke selbst den Ausdruck prüft, wodurch er sich auf dem Papiere darstellt, und indem man gleichsam durch diese Darstellung auf den Gedanken selbst die Probe macht.

Dieß setzt aber schon eine vorzügliche Uebung im Denken voraus, ohne welche man nicht im Stande seyn wird, Gedanken

und Ausdruck mit einander zu vergleichen und beide miteinander abzuwägen.

Denn um den Ausdruck zu prüfen, muß man den Gedanken an sich selbst gleichsam ohne Worte durchschauen, weil man sich gewissermaßen über die Worte wegsetzen, und sich die Sache selbst deutlich vorstellen muß, wenn man die Worte gehörig beurtheilen will.

Wer dieß nicht kann, der dreht sich immer in einem Zirkel von Worten herum, und kömmt nie zur Sache.

Die Sache selbst aber ist der eigentliche Gegenstand des Denkens, in so fern man sich denselben anschaulich, ohne Worte, vorstellt, und der also selbst mehr als alle Worte ist, weil diese nur erst in Beziehung auf ihn wichtig werden, und Zweck und Bedeutsamkeit erhalten.

Ohne sich weiter darüber erklären zu können, — unterscheidet man doch immer die Sache wovon die Rede ist, von den Worten die darüber gesagt werden, und durch den Ausruf: zur Sache! sucht man den Schwätzer von seiner Ausschweifung in Worten zurückzubringen.

Die Sache selbst ist dasjenige, was man nicht mit einem einzigen Worte aussprechen kann, sondern mit allen den Worten auszusprechen sucht, die man über die Sache sagt. Wem nun aber um die Sache nicht zu thun ist, der sagt die Worte nur um der Worte willen, und bei dem hohlt nur ein Wort das andre.

In Ansehung des Praktischen gilt bloß der gute Rath, daß man sich unaufhörlich bestreben müssen, nichts zu sagen, als was zur Sache gehört; in Ansehung des Theoretischen kann man nur beobachten, in wie fern dasjenige, was gut gesagt ist, immer zur Sache abzweckt, und in wie fern dasjenige, was schlecht gesagt ist, *zu nichts abzweckt*.

Von dem, was sehr gut gesagt ist, mag die folgende Epistel des Horaz zum Beispiele dienen, worinn derselbe seinen Freund Septimius dem jungen Tiberius, empfiehlt, welcher dem August in der Regierung folgte.

Es ist wohl der Mühe werth, den feinen Wendungen nachzuspähen, wodurch die letzte nachdrückliche Empfehlung, *nimm ihn auf mein Wort für brav und gut!* diese ganze ~~ganze~~ Epistel hindurch vorbereitet wird, in

welcher jedes Wort mit der größten Behutsamkeit gewählt und gewogen ist.

Septim ist wohl der einzge, Claudius,
der das Geheimniß ausgefunden hat
wieviel ich bei dir gelte: Wenigstens
indem er mich ersucht und durch sein Bitten
mich nöthigt, dir von ihm zu sprechen, und ihn dir
als einen zu empfehlen, der des Herzens
und Hauses Nerons, wo der Zutritt nur
Verdiensten offen ist, nicht unwerth sey,
indem er also mich für einen deiner
Vertrauten hält, so sieht und weiß er freilich
was ich vermag weit besser, als ich selbst.
Nun hab ich alles zwar hervorgesucht
den Auftrag von mir abzulehnen: doch
aus Furcht, er könnte denken, daß ich meinen
Credit aus bloßem Eigennutz verlängne, und
mich ärmer stellte, als ich wirklich sey:
so blieb mir endlich nichts, als mit dem Vorzug
der Stirne eines Mannes von Lebensart
mir durchzuhelfen. Solltest du indessen
die einem Freund zu lieb hintangesetzte Scham
verzeihlich oder gar verdienstlich finden!
so schreibe diesen in die Zahl der Deinen,
und nimm ihn, auf mein Wort, für gut und brav!

Wielands Uebersetzung.

Hier ist kein Wort überflüssig; durch die liebenswürdigste Bescheidenheit mit dem edelsten Selbstgefühl verknüpft, empfiehlt der Empfehlende sich selbst, und durch den feinsten Scherz bringt er ein ernsthaftes Anliegen an den rechten Mann.

So groß die Feinheit und die Kunst ist, welche in dieser Zusammensetzung herrscht, so ungekünstelt scheint das Ganze.

Es hebt halb scherzhaft und halb ernsthaft mit der feinen bescheidenen Wendung an:

„Septim muß besser wissen als ich selbst, „wie viel ich bei dir gelte, weil er so sehr mit „Bitten in mich dringt, daß ich ihn dir empfehlen soll.“

Mann vergleiche nun mit diesem trocknen Auszuge des ersten Gedanken die feine und ungekünstelte Darstellung desselben in der Epistel des Horaz.

Die artigste Wendung, die man sich denken kann, ist nun die bescheidne Verlegenheit, in welcher sich der Empfehlende seinem Vorgeben nach befindet, daß er, wenn er es wagt, seinen Freund zu empfehlen, den Vorwurf der Unbescheidenheit, und wenn er es ablehnet, den

Vorwurf des Eigennutzes von seinen Freunde, befürchten müsse; daß er sich also hier nicht anders, als mit ein wenig Unverschämtheit zu helfen wisse.

Damit nun aber die Bescheidenheit nicht zu weit getrieben werde, so tritt noch am Schluß des Briefes, gerade zur rechten Zeit, die Sprache des Selbstgefühls und edlem Zutrauens wieder in ihre Rechte:

„Solltest du die einem Freunde zu Liebe „hintangesetzte Bescheidenheit verzeihlich oder „gar verdienstlich finden: so schreibe diesen in die „Zahl der Deinen, und nimm ihn auf mein „Wort für brav und gut!“

In kürzern und abgewogenern Worten läßt sich nicht leicht ein Gegenstand zusammenfassen, als diese Empfehlung eines Freundes an einen Großen, die im Grunde ernst und nachdrücklich seyn sollte, und bei welcher doch jeder Schein von zu großer Anmaßung oder Absichtlichkeit auf das sorgfältigste vermieden werden mußte, wenn sie ihrer Wirkung nicht verfehlen sollte.

Das es dem, der dieß schrieb, um die Sache zu thun war, sieht man aus jeder Wendung, die er nimmt; und eben diese feinen Wen-

dungen, welche doch im Grunde durch das Bedürfniß der Sache entstanden, machen die Schönheit dieses Briefes aus; denn da die Worte an sich und durch ihre Vielheit keinen Werth haben, so ist es nur die Zweckmäßigkeit in ihrer Wahl und Stellung, die wir bewundern.

Der halb scherzhafte Ton, welcher durchgängig in diesem Briefe herrscht, macht, daß der Ausdruck der Bescheidenheit nicht kriechend, und die Freimüthigkeit nicht anmaßend wird; wie denn überhaupt diese halb scherzhafte Wendung wodurch man die Sache so wenig wie möglich von ihrer feierlichen Seite darstellt, am sichersten seine Wirkung thut; denn er giebt gleichsam nur einen leichten Anstoß zu eignem Nachdenken und eignem Handeln, und erreicht gerade durch seine wenige Anmaßung am ersten seinen Zweck.

Wer nun Horazens Schreibart nachahmen will, der muß erst von ihm die Lebensklugheit lernen, und sich zu eigen machen, worauf sich diese leichte, kunstvolle und doch ungekünstelte Schreibart gründet. Aus dieser wird sich denn, bei demjenigen, welcher nicht ohne natürliche Anlage ist, eine eigenthümliche Schreibart bil-

den, welche, gleich der Horazischen, ein Abdruck richtiger Urtheilskraft und feiner Empfindung ist.

Wer seine Gedanken so zweckmäßig darstellen konnte, der mußte im höchsten Grade die Fertigkeit besitzen, den Ausdruck selber durch den Gedanken unmittelbar zu prüfen, und ganz von der Sucht befreit seyn, etwas vorzüglich Schönes oder Witziges sagen zu wollen.

Dieser kurze Brief ist daher auch ein treffendes Gemählde von dem Geiste des Verfassers, und dem hohen Grade von feiner Bildung, welchen eine solche Sprache voraussetzt, und ohne welche es stets vergeblich seyn würde, dieselbe nachzuahmen.

Denn je weniger bedeutend, und je leichter hingeworfen die einzelnen Ausdrücke scheinen, desto sprechender ist das Ganze, dessen Zusammensetzung durch die Lebhaftigkeit der Gedanken, durch die deutliche Vorstellung von der Lage der Sache, und durch ein richtiges Gefühl des Schicklichen entstanden ist.

Das Studium eines solchen Aufsatzes wird also vorzüglich dadurch nützlich, daß durch die Bemerkung der feinen Züge in demselben, das Gefühl des Schicklichen bei dem Leser selbst geschärft

schärft, und der schöne Abdruck eines gebildeten Geistes der Seele gleichsam eingeprägt wird.

Unmittelbare Nachahmung der Schreibart wird immer steif und sklavisch seyn; von der Schönheit des Originals wird jede Spur in ihr verloschen; sie wird sich nie aus dem Staube empor heben, und sicher ihres Zwecks verfehlen.

Vierte Vorlesung.

Worauf es bei der Uebersicht einer Sache ankömmt. — Wie man anfangen soll, über eine Sache zu schreiben? — Prüfung des Anfanges oder Einganges zu diesen Vrolesungen über den Styl. — Etwas über den Nutzen und den Gebrauch der Regeln.

Um einen Gegenstand, worüber man schreiben will, gehörig zu übersehen, muß man ihn anfänglich nicht zu sorgfältig im Einzelnen, oder gleichsam nicht in zu großer Nähe, betrachten, weil sonst die Aufmerksamkeit zu sehr auf die Theile geheftet wird, und zuletzt das Ganze nicht mehr umfassen kann.

Man muß viel mehr die einzelnen Theile zuerst nur flüchtig durchgehen, und sie gleich=

sam unr obenhin betrachten, um gleich anfänglich wenigstens einen ohngefähren Begriff von dem ganzen Umfange der Sache zu bekommen, weil sonst alles noch so sorgfältige Nachdenken über jeden einzelnen Punkt zu nichts hilft, und man der Sache dadurch um keinen Schritt näher kömmt, wenn man auch von jedem einzelnen Umstande an sich die deutlichste Vorstellung hätte, und einen nach dem andern noch so richtig aufzählen könnte.

Wenn man also nur erst ohngefähr den ganzen Umfang der Sache einmal gefaßt hat, so kann man sich alsdann schon in die sorgfältigere Betrachtung und Erwegung der einzelnen Umstände wieder einlassen, und nach und nach durch die deutlichere Vorstellung des Einzelnen, den noch schwankenden und ohngefähren Begriff, den man vom Ganzen gefaßt hatte, zu berichtigen suchen.

Diese Leichtigkeit einen Gegenstand zu umfassen, ist es eben, was man die Gabe der Penetration oder eine durchdringende Urtheilskraft nennt, welche gewissermaßen auch durch Uebung erlangt werden kann,

wenn man die Aufmerksamkeit der Seele nur von den Theilen auf das Ganze zu heften sucht, und das Einzelne mit Fleiß in seiner Vorstellung verdunkelt, um sich dadurch den Ueberblick des Ganzen zu erleichtern.

Denn so wie man ein Gemählde, um es im Ganzen zu übersehen, auch in der gehörigen Entfernung betrachten muß, weil die zu große Annäherung des Auges den Ueberblick des Ganzen unmöglich macht; so muß auch die Aufmerksamkeit der Seele auf dem Gegenstande des Denkens gleichsam nicht zu dicht aufliegen, sondern ihn mehr seitwärts und flüchtig zu fassen suchen, weil man sonst über dem letztern immer das erstere schon wieder vergessen hat, und niemals das Zusammengehörige zusammenfaßt.

Man muß also die Aufmerksamkeit auf das Einzelne sogar mit Fleiß zu schwächen suchen, um das Ganze gehörig zu übersehen.

Man schwächt aber die Aufmerksamkeit auf das Einzelne vorzüglich dadurch, daß man Dinge von verschiedener Art zusammen denkt; so denke ich mir z. B.

Einen Baum, ein Pferd, eine Stadt — und wenn ich diese drei Begriffe in meiner Vorstellung zusammenfassen will, so kann von jedem einzelnen nur eine sehr oberflächige Idee statt finden, weil sie von so verschiedener Art sind, daß nur ein schwacher Faden von Aehnlichkeit sie in meiner Einbildungskraft zusammenhält.

Es sind alle drei körperliche sichtbare Gegenstände; von allen dreien läßt sich ein Bild entwerfen; der Baum bringt die Pflanzenwelt, das Pferd die lebende Welt, die Stadt die Bildung des Menschen, und seine Werke, meinem Gedächtniß in Erinnerung; je verschiedener die Art der Gegenstände ist, die ich mir zusammendenke, desto größer ist der Umkreis, den meine Ideen dadurch erhalten.

Um also eine Sache in ihrem ganzen Umfange zu übersehen, ist es nöthig, sich ihre verschieden artigsten Theile, so viel wie möglich zusammen zu denken, weil man alsdann auch alles dasjenige, was dazwischen liegt, obgleich nur dunkel, mit begreift, und also gleichsam schon einen anschaulichen Be-

griff von der Sache hat, ehe man noch anfängt, sie im Einzelnen zu zergliedern.

Dieß mag nun zugleich als eine Vorbereitung zu der folgenden Betrachtung gelten: wie man anfangen soll, über eine Sache zu schreiben?

Wenn man nehmlich über eine Sache sprechen oder schreiben will, so kommt es zuerst darauf an, daß man nicht zu unvorbereitet anfange, und auch nicht zu weit aushohle.

Da ich selber in diesem Werke über den Styl schreibe, so muß ich zuerst meine eigene Arbeit prüfen, und sehen ob ich bei dem Eingange dieser Schrift nicht zu weit ausgeholt, oder zu unvorbereitet angefangen habe.

Indem ich über den Styl schreiben wollte, mußte meine Absicht vorzüglich seyn, zuerst die Vorstellungen, welche mir unrichtig schienen, zu berichtigen, und ich mußte also auch damit den Anfang machen.

Nun hätte ich gleich mit dem folgenden Perioden auf der fünften Seite anfangen können:

„Nirgends ist das Geistige mit dem „Mechanischen mehr verwechselt worden, als

„bei der Lehre vom Styl, und nicht leicht blieb „ein Begriff, seit die ältesten Zeiten, so „schwankend und unbestimmt wie dieser.“

Allein es schien nothwendig zu seyn, von dem Unterschiede zwischen dem Mechanischen und Geistigen überhaupt vorher ein paar Worte zu sagen, um diesen vorausgesetzten Unterschied alsdann auf die Lehre vom Styl desto leichter anwenden zu können, und sich auf die Weise zu der ganzen kommenden Gedankenfolge gleichsam den Weg zu bahnen.

Um nun aber diese Arbeit auch von der Seite des Nutzens zu betrachten, mußte, wo möglich, gleich bei der ersten Periode auf den Schaden aufmerksam gemacht werden, welcher aus den irrigen Begriffen erwächst, die durch diese Abhandlung berichtigt werden sollen.

Dieß brachte mich denn nothwendiger Weise auf den Perioden zurück, womit sich diese Schrift anfängt, und welcher mir, nachdem ich einige andre Eingänge versucht hatte, zu dem Anfange dieser ganzen Abhandlung am schicklichsten vorkam:

„Wenn irgend etwas der freien Entwicklung „der Geisteskräfte geschadet, den Gesichtskreis

„für das Große und Schöne verengt, und das
„Gefühl dafür aus seinem Gleise gebracht hat,
„so sind es die unzähligen Versuche, dasjenige
„zu lehren, was sich nicht lernen läßt.“

Hätte ich nun, statt daß hier sogleich in Ansehung des Nutzens von der Berichtigung der Begriffe die Rede ist, mit einer ordentlichen vollständigen Auseinandersetzung der Begriffe vom Geistigen und Mechanischen den Anfang machen wollen, so scheint es mir, als würde ich zu weit ausgeholt, und die Aufmerksamkeit des Lesers nicht schnell genug auf den Hauptgegenstand meiner Schrift gelenkt haben.

Ob ich nun aber nicht einen bessern Anfang zu meiner Schrift hätte wählen können, kann ich selber nur in so fern entscheiden als ich meinen Gegenstand übersehe; wer aber diesen Gegenstand besser übersieht, als ich, wird auch den Gesichtspunkt, aus welchem ich ihn betrachte, tadeln können; wie denn überhaupt derjenige, welcher über den Styl schreibt, seinem Beurtheiler die unmittelbarsten Waffen gegen sich selber in die Hände giebt.

Daß man im Reden und Schreiben weder zu weit ausholen, noch zu unvorbereitet anfangen müsse, ist eine Regel, die sich leicht aussprechen und ins Gedächtniß fassen, aber schwer in Ausübung bringen läßt.

Wer gewohnt oder seiner eigenthümlichen Vorstellungsart nach, geneigt ist, zu weit auszuhohlen, wird, um diesen Fehler zu vermeiden, oft in den entgegengesetzten verfallen, und auch die gehörige Vorbereitung zu dem Gedanken weglassen.

Wer aber die ersten Versuche macht, einen Gedanken vorzubereiten, wird oft zu weit ausholen, und bei dem Eingange selber schon von seinem Hauptgegenstande sich verirren.

Hier kömmt daher alles auf gehörige Prüfung und Beurtheilung eines Dritten an, oder vielmehr, daß man selbst sich übe, seinen eigenen Aufsatz, nach einiger Zeit, wie die Arbeit eines Fremden zu betrachten, und ohne Nachsicht und Schonung gegen sich selbst zu seyn.

Eine gewisse Folge des zu weit Ausgeholten bei irgend einem Aufsatze ist der Mangel an Interesse, womit man ihn lieset; man

ist in Versuchung, die Schrift wieder aus der Hand zu legen, ehe man noch weiß, wozu sie abzweckt; man ermüdet zu sehr über dem Eingange, als daß man an der nähern Betrachtung der Sache selber noch Vergnügen finden sollte.

Wer hingegen ohne alle Vorbereitung anfängt, wird sehr oft seines Zwecks verfehlen. Denn unsre jedesmalige Gedankenreihe, will nicht gerne plötzlich unterbrochen seyn. Darum fängt man gern mit etwas allgemeinern Sätzen an, weil diese in der jedesmaligen Gedankenreihe des Lesers nicht eine so gewaltsame Unterbrechung verursachen, als wenn man gleich mit dem besondern Falle, den man vortragen will, dazwischen eindringt, und dadurch in der Ideefolge, welche gerade in dem Augenblicke bei dem Leser die herrschende ist, eine unangenehme und wiedrige Störung macht.

Ein anders ist es, wenn man eine solche plötzliche Störung der zufälligen herrschenden Ideenfolge selbst zur Absicht hat. Und überhaupt, wenn ja auf einer Seite gefehlt werden muß, ist es immer besser, zu plötzlich, als zu langsam

zur Sache zu kommen; denn selbst das unangenehm Ueberraschende ist doch immer noch dem Langweiligen vorzuziehen.

Die allgemeine Regel aber, welche sich hierüber geben läßt, hat wenigstens den Nutzen, daß man dadurch zur Selbstprüfung veranlaßt wird; und dieß ist auch fast der einzige Nutzen, den die Regeln des Styls im allgemeinen überhaupt haben können, weil die besondere Anwendung derselben immer erst durch den Ort und die Umstände bestimmt wird.

Die Regeln sollen nur im Ganzen die Aufmerksamkeit auf den Ausdruck schärfen, und gleichsam nur den Gedanken, daß man sich zweckmäßig ausdrücken will, immer wieder in Erinnerung bringen; was wir alsdann in den einzelnen Fällen zu thun haben, muß uns unser eigenes Gefühl des Schicklichen, welches durch jene Erinnerung nur wieder angeregt ist, am besten und sichersten lehren.

Dieß Gefühl des Schicklichen aber, wird durch die Regeln, welche man durch Lektüre und Beobachtung sich selbst gebildet hat, geschärft. Der unmittelbare Vortrag dieser Regeln muß also auch von der Art seyn, daß sie

während dem Lesen gleichsam erfunden werden, und dem Leser dadurch auf alle Weise Veranlassung zum eignen Denken gegeben wird.

Dieß ist nöthig hier zu bemerken, damit man sich bei diesen Vorlesungen über den Styl nicht getäuscht finde, indem man etwa Regeln zu finden glaubte, durch deren unmittelbare Anwendung man schon seine Schreibart bilden könnte.

Die folgende alte Regel des Horaz, in dessen Briefe an die Pisonen, ist im Ganzen sowohl auf poetische, als auf prosaische Aufsätze anwendbar:

„Ihr die ihr schreiben wollt, vor allen Dingen,
„Wählt einen Stoff dem ihr gewachsen seyd,
„Und wäget wohl vorher, was eure Schultern,
„Vermögen oder nicht, ehe ihr die Last
„Zu tragen übernehmt. Wer seinen Stoff,
„So wählte, dem wirds an Gedanken
„und Klarheit nie, auch nie an Ordnung fehlen;

„und unter manchem Vortheil, der durch Ordnung
„gewonnen wird, ist sicher keiner von
„den kleinsten, daß man immer wisse, was
„zu sagen ist, doch vieles, was sich auch
„noch sagen ließe, itzt zurückbehalte,
„und für den Platz, wo mans bedarf, verspare.“

Wielands Uebersetzung.

Nicht minder merkwürdig, als diese Stelle selbst, ist die folgende Anmerkung des Uebersetzers.

„Eine vortrefliche Regel für den Lehrling, „der einen Genius hat, der ihn die Regel ver„stehen und anwenden lehrt! aber un„brauchbar für jeden andern, und so ists mit „allen Regeln!“

Freilich muß der Genius bei der unmittelbaren Anwendung, diese Regel verstehen und anwenden lehren. Um aber fürs erste nur zu beobachten, wie diese Regel von Mei-

stern in der Schreibart ausgeübt ist, darüber läßt sich wohl noch ein Fingerzeig geben.

Nach Beispielen dürfen wir nicht weit suchen, wir finden sie auf jeder Seite bei eben dem Schriftsteller, der die Regel giebt.

Ein vorzügliches Muster aber bleibt auch hier die in der dritten Vorlesung angeführte Epistel des Horaz, in welcher er seinen jungen Freund empfiehlt, und gerade die Hauptsache, die doch seinen Gedanken natürlicher Weise am nächsten war, bis auf die letzte Zeile verspart, indem er alles das vorhergehen läßt, was in seinen Gedanken, bei reiferer Ueberlegung der Sache, erst nach und nach entstehen konnte.

Wir wollen in dieser Rücksicht den Ideengang des Verfassers zu verfolgen suchen:

„Ich muß den jungen Septim empfehlen.“

„Bei dem argwöhnischen Tiberius könnte „ich leicht dadurch anstoßen.“

„Wie zieh' ich mich aus dieser Verlegen„heit?“

„Mir kann es sehr schaden, wenn ich mir „merken lasse, daß mein Einfluß etwas gilt.“

„Dem jungen Septim kann es nicht
„schaden, wenn er mir auch einen größern Ein-
„fluß zutraute, als ich habe.“

„Der beste Ausweg ist, die Schuld auf
„ihn zu schieben.—“

„Ueber seinen festen Glauben an meinen
„großen Einfluß selbst zu lächeln.—“

„Aber er will sich nicht abweisen lassen;
„er glaubt ich verstelle mich nur; und gebe ei-
„gennütziger Weise meinen Einfluß für gerin-
„ger aus, als er würklich ist.—“

„Und also weiß ich mir nun nicht weiter
„zu helfen; ich muß schon in sein Ansuchen
„willigen; und lieber ein wenig unverschämt,
„als unfreundschaftlich scheinen.“

„Daß alles mit der Mine der Offenher-
„zigkeit geradezu gesagt, muß die beste Entschul-
„digung für eine gewagte Empfehlung seyn.—“

Man vergleiche nun diesen Ideen-
gang mit der Epistel selber, um die Kunst
des Verfassers in der Darstellung und unge-
künstelten Anordnung seiner Ideen zu studiren.

Denn der fremde Genius hat auch ei-
ne mittheilende Kraft, wenn man sorgfältig

seine Spur verfolgt, und durch langen Umgang mit ihm vertrauter zu werden suchet.

Dann erhält man allmälig einige Aufschlüsse über den immer noch dunklen Gegenstand der richtigen Wahl der Worte, und des zweckmäßigen Ausdrucks der Gedanken; denn der Geist des Schriftstellers kann nur zur ächten Nachahmung beseelen; und den todten Buchstaben der Regel belebt nur das lebendige Beispiel.

Fünfte

Fünfte Vorlesung.

Zergliederung des Gedankenausdruckes in zwei Briefen des jüngern Plinius. — Wie solche Beispiele nachgeahmt werden können? — Einige Einwürfe gegen die Kürze im Ausdruck. — Widerlegung dieser Einwürfe.

Der jüngere Plinius wurde von einem seiner Freunde aufgefordert, diejenigen von seinen Briefen, welche er vorzüglich ausgearbeitet hätte, zu sammlen und bekannt zu machen.

Er beantwortet diese Aufforderung seines Freundes in einem Briefe, der selbst ein Muster von Kürze und schöner Bestimmtheit im Ausdruck ist, und welcher nun in der Sammlung seiner Briefe voran steht.

Erstlich führt er die Aufforderung seines Freundes wörtlich an:

„Du hast mir oft zugeredet, daß ich meine
„Briefe, die ich mit einiger Sorgfalt ausge-
„arbeitet hätte, sammlen und bekannt machen
„möchte."

Mit eben so wenig Zeilen beantwortet er nun auch diese Aufforderung seines Freundes:

„Ich habe sie gesammlet; aber nicht nach
„der Zeitfolge (denn ich wollte ja keine Ge-
„schichte daraus zusammensetzen) sondern so
„wie sie mir in die Hände gefallen sind."

Diese kurze Gegeneinanderstellung von Aufforderung und Befolgung, ist nun noch kürzer in den Gegensatz von zwei Worten zusammengedrängt;

Rath — Befolgung

Dieser Gegenstand wird wiederum unter einem Hauptbegriffe vereinigt, welcher den Gedanken eben durch seine Kürze, und Bündigkeit interessant macht:

„Es kömmt nun darauf an, daß dich dein
„Rath, und mich die Befolgung desselben nicht
„gereue!"

Der einzige Ausdruck: nicht gereue, bringt diese ganze kurze Gedankenfolge so nahe und so enge zusammen, daß dadurch die

Kürze selbst gleichsam noch kürzer, und der Schluß gewissermaßen epigrammatisch wird, welches immer geschieht, wenn zwei Begriffe, die im Gegensatze stehen, untereinen Hauptbegriff gebracht werden, der auf den einen so gut wie auf den andern paßt.

„Wenn die Sammlung meiner Briefe „schlecht geräth, so wird es dich eben so sehr „gereuen, daß du mir dazu gerathen hast, als „es mich gereuen wird, daß ich deinen Rath „befolgt habe.“

Dieser Zwischensatz, der sich von selbst versteht, ist ausgelassen; die Zeitwörter rathen und befolgen sind in Hauptwörter verwandelt, um sie desto näher aneinander rücken zu können, und das Ganze auf die drei Begriffe zurückzuführen:

Rath — Befolgung —
gereuen

„Daß dich dein Rath, und mich die Be„folgung desselben nicht gereue.“

Ein ähnliches Beispiel finden wir in eben dieser Sammlung, wo der jüngere Plinius seinem Freunde schreibt:

„Deine Verse sind unnachahmlich schön.“

Wir wollen nun sehen, wie dieser Gedanke in verschiedne Gegensätze gebracht ist, die, so wie in dem vorigen Briefe, durch die nächste und gedrängteste Zusammenstellung am Ende einen beinahe epigrammatischen Schluß erhalten:

Erster Gegensatz:

„Wenn ich deine Verse wetteifernd nach„ahmen will, so finde ich erst wie schön sie „sind.“

Zweiter Gegensatz:

„Denn so wie Mahler gemeiniglich desto „unglücklicher im Treffen sind, je vollkommner „die Schönheit in den Zügen ist, die sie dar„stellen wollen, so bleibt auch hier mein Ori„ginal mir unerreichbar.“

Dritter Gegensatz:

„Um desto mehr fordre ich dich auf, recht ‚viel solcher Verse zu schreiben, die jeder gerne ‚nachahmen möchte, und niemand oder nur ‚wenige nachahmen können.“

Durch diese drei Gegensätze ist nun der Gedanke:

„Deine Verse sind unnachahmlich“

bis zu den schönen Schluß hindurch geführt, welcher das Ganze unter die drei Begriffe:

nachahmen
wollen — vermögen,

und diese drei Begriffe wieder unter den Begriff der Schönheit zusammen knüpft. Der Gegensatz ist immer:

„Ich möchte deine Verse nachahmen;
„ich vermag es nicht. —
„Der Mahler möchte sein Original voll-
„kommen darstellen;
„er vermag es nicht —
„Jeder möchte gern deine Verse nachahmen;
„niemand oder wenige vermögen es.

Das nachzuahmen wünschen und es nicht vermögen, hat Beides in der Schönheit des Originals seinen Grund.

Diese Gegeneinanderstellung dreifach wiederholt, und immer verstärkt, war das feinste Lob, was der Verfasser des Briefes, seinem Freunde über seine Verse sagen konnte. Dieß Lob selbst aber erhält erst, so wie der ganze Gedanke, seine völlige Wirkung, durch die Aufmuntrung, mehr solcher Verse zu machen, woran die Nachahmung verzweifelt.

Hätte es in dem letzten Gegensatze nur geheißen:

„Du machst solche Verse, die jeder „nachzuahmen wünscht, und niemand oder nur „wenige nachahmen können,“

so hätte noch ein anderer Schluß des Briefs folgen müssen. Der Brief hätte dann bloße Bemerkungen enthalten, und man hätte keinen Zweck gesehen, wozu er eigentlich geschrieben wäre.

Die nachdrückliche, und mit einem so feinen Lobe verknüpfte Aufmunterung am Ende giebt diesem sehr kurzem Briefe dennoch einen vollständigen Schluß, und ersetzt die Kürze desselben gleichsam durch die Feinheit und Artigkeit der Wendung, welche diese kleine Lobrede nimmt.

Ohne eine solche Wendung hätte der Dichter sich nicht geschmeichelt finden können, daß ihn sein Freund so kurz abfertigte! denn der Verfasser dieses Briefes schreibt selbst in einem andern Briefe, wo er einem seiner Freunde ein Werk zur Durchsicht überschickt:

„Er wünsche, daß sein Freund doch seine „Bemerkungen hinzufügen möchte, weil der

„Verfasser sich dann ehr überzeugen könne, „daß dem Beurtheiler das Uebrige gefallen „habe, sobald dieser nur zu erkennen gebe, daß „ihm einiges mißfallen habe.“

Solche kurze Schreiben, wie die beiden angeführten vom jüngern Plinins, müssen daher auch durch Bündigkeit, das ist durch eine auffallende Verknüpfung der Gedanken, und durch eine sinnreiche Wendung am Schluß, ihre Kürze gleichsam ersetzen; wenn sie für den Freund den man doch etwas angenehmes sagen will, nicht beleidigend seyn sollen.

Denn ein Freund will nie gern von uns zu kurz abgefertigt seyn, sondern lieber, daß wir ihm etwas Ueberflüssiges, als zu wenig sagen. Was daher dem Freunde mit kurzen Worten gesagt wird, muß auch etwas sehr angenehmes, freundschaftliches und schöngedachtes, enthalten.

Das Schöngedachte liegt aber in den beiden angeführten Beispielen, in dem natürlichen Gegensatze, der dem ohngeachtet nicht gewöhnlich ist, sondern wo sich die Gedanken auf eine seltnere Art und in einer

reichern Verbindung, wie sonst gemeiniglich, zusammenfinden.

Da nun das Schöne aber hier vorzüglich in der Ideenverbindung liegt, so können solche Beispiele auch auf andre vorkommende Fälle angewandt, und gradezu nachgeahmt werden, als:

„Bei diesem gefährlichen Geschenke, das „du mir giebst, kömmt es nun darauf an, „daß dich die Gabe, und mich die Annahme „derselben nie gereuen möge“.

Die Nachahmung jener Wendung findet alsdann nicht sowohl des Ausdrucks, als vielmehr der Sache wegen statt; und es ist im Grunde nur eine allgemeine Vorstellungsart, welche auf einen besondern Fall angewandt wird. Dergleichen Wendungen lassen sich nicht immer neu erfinden, und sie können und dürfen daher auch mehr als einmal gebraucht werden.

So kann auch die Wendung in dem zweiten Briefe gewiß auf mancherlei Art nachgeahmt werden, ohne daß eine solche Nachahmung zu tadeln wäre, als:

„Du hast an ihm einen mächtigen, lie-
„benswürdigen, und klugen Freund; dessen
„Freundschaft jeder besitzen möchte, und nur
„wenige besitzen können.“

Eigentlich ist dieß nicht sowohl Nachahmung, als vielmehr bloße Veranlassung zu einem neuen Gedanken durch die Erinnerung an eine allgemeine Form, welche sich aus dem Gelesenen dem Gedächtniß eingeprägt hat.

Das Nachahmungswerthe in der Form aber liegt besonders in der eignen Art, einen Gedanken kurz zusammenzufassen, und ihn dadurch unter einen hellern Gesichtspunkt zu bringen.

Eben dieser Plinius, von dem die beiden angeführten Beispiele sind, ist sonst kein Vertheidiger der Kürze im Ausdruck, sondern macht vielmehr in einem seiner Briefe, worin er einem Freunde sein Landgut ziemlich ausführlich beschreibt, folgende Einwürfe dagegen:

„Kurz, denn warum soll ich dir nicht mein
„Urtheil oder meinen Irrthum eröfnen? ich hal-
„te es für die erste Pflicht des Schriftstellers, daß
„er die Ueberschrift seines Aufsatzes lese, und sich

„immer wieder frage, ob er auch von seinem „Gegenstande nicht abgewichen sey?“

„Aber der Schriftsteller muß auch wissen, „daß, wenn er nur von seiner Materie nicht „abweicht, es alsdann auch nicht möglich ist, „daß er weitschweifig werde, daß er aber un„ausstehlich langweilig werde, sobald er etwas „Fremdes nicht zur Sache gehöriges herbei„zieht.“

„Mit wie viel Versen haben nicht Homer „und Virgil, dieser die Waffen des Aeneas „und jener des Achilles beschrieben, und beide „sind demohngeachtet nicht langweilig, weil „sie nur das ausführen, was sie angefangen „haben.“

„Mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit „bemerkt und zählt Aratus die kleinsten Sterne; „und doch überschreitet er hierin das Maß „nicht; denn dieß ist bey ihm ja keine Ab„schweifung, sondern es ist sein Werk, und „seine eigentlich bestimmte Beschäftigung.“

„Indem ich dir nun, um Kleineres mit „Größern zu vergleichen, mein Landgut durch „meine Beschreibung gleichsam vor Augen zu „stellen suchen, und von dieser Materie gar

„nicht abweiche, so ist auch mein Brief, wel-
„cher beschreibt nicht weitläuftig, sondern
„mein Landgut, welches beschrieben wird; aber
„ich muß nun auch zu dieser Beschreibung wieder
„zurückkehren, damit ich nicht, wieder mein eig-
„nes Gesetz, bei dieser Ausschweifung mich zu
„lange aufhalte.“

Plinius scheint hier freilich mehr eine scherzhafte Wendung in seinem Briefe zu nehmen, als daß er etwas gegen die Kürze im Ausdruck hätte, wovon er selber so vortreffliche Beispiele gegeben hat.

Er führt auch gerade ein Beispiel von dem beschreibenden Ausdruck an, bei dem die Kürze am wenigsten statt findet, weil nicht sowohl die Gedanken, als vielmehr die Gegenstände selbst unmittelbar dadurch bezeichnet werden, und keiner davon ausgelassen werden darf, wenn nicht eine Lücke in der Beschreibung entstehen soll.

Bei dem Ausdruck der Gedanken hingegen kann durch eine geschickte Zusammenstellung bewirkt werden, daß man sich vieles als nothwendig mitdenken muß, was nicht ausdrücklich

gesagt, und doch in dem Gesagten enthalten ist.

Wider die übertriebne Kürze aber redet Plinius in einem Briefe an den Tacitus sehr nachdrücklich mit folgenden Gründen:

„Ich gebe es zu, daß man sich der Kürze „befleißigen müsse, wenn die Sache es zuläßt; „wo dieß nicht der Fall ist, da geizt und „kargt man mit den Worten, wenn man „verschweigt, was ausdrücklich gesagt werden „sollte.“

„Auch ist das schon Geiz und Kargheit „mit Worten, wenn man nur beiläufig und „kurz berührt, was durch Wiederholung eingeprägt, und gleichsam dem Gedächtniß eingegraben werden sollte.“

„Viele Sachen erhalten durch die längere „Dauer ihrer Behandlung gleichsam mehr „Nachdruck und Gewicht; und so wie der „Baum nicht auf einen Schlag fällt, so wird „auch das Gemüth oft durch den wiederhohlten „Angriff des Redenden erst bewegt.“

„Alles macht nicht auf alle einen gleichen „Eindruck; die Urtheile und Gesinnungen sind „verschieden; ein jeder wird durch dasjenige

„am meisten eingenommeu was er etwa selbst „vorher gedacht hat. Man muß daher für die „Denkungskraft eines jeden etwas in Bereit„schaft haben; und was die Dauer der Re„de anbetrift, so wird nur derjenige einen „Stachel in dem Gemüthe der Zuhörer zurück„lassen, der ihn nicht bloß einsticht, sondern ein„bohrt.“

Daß nun ohngeachtet aller dieser Einwürfe die höchstmögliche Kürze des Ausdrucks dennoch das erste Gesetz sey, leuchtet schon daraus ein, weil derjenige, welcher sich genöthigt siehet, durch Umschweife zum Ziele zu gelangen, doch für sich selber in seinen Gedanken den kürzesten Weg dazu wissen muß, weil er sonst nicht bestimmen könnte, wie weit er unter den gegenwärtigen Umständen davon abweichen müsse.

Wer sich für sich selber beständig übt, in wenigen Worten viel zusammenzufassen, der wird auch bei der längsten Rede den Leitfaden nicht verlieren, der ihn nach jeder kleinen Abschweifung, welche die Umstände nöthig machen, doch immer sobald wie möglich wieder zur Hauptsache zurückführt.

Und die längste Rede, in welcher noch so viel Wiederholungen vorkommen muß doch, nach den Umständen, auch wieder die kürzeste seyn; weil eine einzige Wiederholung zu viel den Eindruck eben so sehr wieder schwächt, als die nöthigen Wiederholungen ihn verstärkt hatten.

Die Weitläuftigkeit der Rede muß nothwendig in dem Bedürfniß des Zuhörenden, und nicht in dem Bedürfniß des Redenden liegen, wenn sie nicht tadelswerth werden soll.

Und wenn eine lange und ausführliche Rede schön bleiben soll, so muß ihre Verkürzung in den Gedanken des Redenden ihr gleichsam wie im verjüngten Maßstabe zum Grunde liegen, und das Ganze muß hiernach in allen seinen Theilen verhältnißmäßig geordnet seyn.

Die Uebung muß immer darauf hinausgehen, mit wenig Worten viel zu sagen; denn dadurch allein wird ein Reichthum von Gedanken herbeigezogen, der hernachmals sobald man will, auch mit vielen Worten gesagt werden kann, weil dieß leztre weit leichter ist, als das erste.

Auch ist in Ansehung des angeführten Einwurfs gegen die Kürze, noch der Unterschied

zwischen der mündlichen und geschriebenen Rede zu bemerken, weil es scheinet, daß jene Einwürfe vorzüglich nur die erstre treffen.

In der mündlichen Rede kann manche Wiederholung und manches Ueberflüssige den Umständen nach erlaubt seyn, was in der schriftlichen Rede nicht statt finden darf, die nicht wie das ausgesprochene Wort in die Luft verfliegt, sondern die der Leser, so oft er will, sich selber mit Muße und Nachdenken wiederholen kann.

Und hier könnte man doch wohl nur den Geitz mit Worten eine solche Kürze nennen, wodurch die Mittheilung der Gedanken wirklich gehindert würde.

Wenn man aber hiebei erwägt, daß ein Gedanke, in die wenigsten Worte zusammengefaßt, gerade am vollständigsten mitgetheilet wird, weil er sich in einer kürzern Dauer auf einmal der Seele darstellt, so sollte man die Kürze des geschriebenen Ausdrucks sobald ihm wirklich ein Gedanke zum Grunde liegt, auch niemals, tadelswerth finden, sondern ihn vielmehr wie ein Ideal betrachten, daß niemand leicht erreichen kann, nach welchem aber doch ein jeder in seinem Maße streben sollte.

Aus den Schriftstellern, welche ihren Reichthum von Gedanken in die wenigsten Worte zusammengedrängt haben, hat man einzelne Stellen, wie goldne Sprüche ausgewählt, und sie, als die schönste und bedeutendste Zierde an die Spitze der abhandelnden Schriften gestellt, die oft in mehrern Bänden, den Sinn des Denkspruchs noch nicht erschöpfen, der ihren Titel schmückt.

Sechste Vorlesung.

Ueber ein poetisches Gemählde von Göthe — warum und in wie fern die Aufstellung und Zergliedrung eines solchen Gemähldes in ein Werk über den Styl gehört?

Der Begriff von der Macht des **Ausdrucks** ist wohl nirgends erhabener ausgesprochen, und dieser Ausspruch zu gleicher Zeit durch die herrlichste Probe erwiesen worden, als in dem folgenden poetischen Gemählde von Göthe, das in der beschreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muster bleiben wird.

Die Vorbereitung zu diesem Gemählde macht das unverhaltne, geradezu bezeichnete Selbstgefühl des Mahlers:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht ei-„nen Strich, und bin nie ein größerer Mah-„ler gewesen, als in diesen Auengblicken.“

Hier ist die höchste Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles sagt, was in der Seele des Dichters schlummerte, welcher, ehe er noch sein Gemählde zu entwerfen anhebt, es schon in seiner ganzen Kraft und Fülle in seinem Busen fühlt, und dieß Gefühl zuerst ausspricht, dem er nun den Beweiß unmittelbar hinzufügt, indem er sich, den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln, und seine innigsten Empfindungen durch den harmonischsten Silbenfall und den bedeutendsten Klang der Worte, sich selber und dem Leser vernehmbar zu machen sucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, „und die hohe Sonne an der Oberfläche der „undurchdringlichen Finsterniß meines Wal-„des ruht, und nur einzelne Strahlen sich „in das innere Heiligthum stehlen, und ich „dann im hohen Grase am fallenden Bache „liege, und näher an der Erde tausend Gräs-

„chen mir merkwürdig werden; wenn ich das „Wimmeln der kleinen Welt zwischen Hal„men, die unzähligen Gestalten der Würm„chen, der Mückchen, näher an meinem Herzen „fühle, und fühle die Gegenwart des All„mächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, „das Wehen des Alliebenden, der uns, in „ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält; „mein Freund, wenns dann um meine Au„gen dämmert, und die Welt um mich her „und Himmel ganz in meiner Seele ruht, „wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehn' „ich mich oft und denke, ach, könntest du „dem Papier das einhauchen, was so voll so „warm in meiner Seele lebt, daß es wür„de der Spiegel deiner Seele, so wie deine „Seele ist der Spiegel des lebendigen Got„tes!"

Was nun diesem, so wie andern Naturgemählden dieses Dichters einen so hohen Reitz giebt, scheint vorzüglich die Kunst oder Wahl zu seyn, womit die einzelnen Züge gestellt und geordnet sind, daß sie sich wie von selber zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerst wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann senkt sich die Darstellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinsten Gesichtskreise des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer sich die Darstellung niedersenkt, jemehr das Bild sich im Kleinen ausmahlt, desto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichsam aus ihrem Mittelpunkte sich wieder erhebt, und die Darstellung wieder steigen läßt, so wie sie vorher sich niedersenkte, bis zuletzt ein großer Umriß sich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfassende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.

Umriß.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft,
„und die hohe Sonne an der Oberfläche der
„undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes
„ruht,“

Niedersenkung.

„und nur einzelne Strahlen sich in das
„innere Heiligthum stehlen,“

Niedersenkung.

„und ich dann im hohen Grase am fallen=
„den Bache liege,“

Niedersenkung.

„und näher an der Erde tausend Gräschen
„mir merkwürdig werden,“

Niedersenkung.

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt
„zwischen Halmen, die unzähligen Gestalten
„der Würmchen, der Mückchen näher an mei=
„nem Herzen fühle,“

Erhebung.

„und fühle die Gegenwart des Allmäch=
„tigen, der uns nach seinem Bilde schuf,

Erhebung.

„das Wehen des Alliebenden, der uns
„in ewiger Wonne schwebend, trägt und er=
„hält.“

Großer Umriß.

„Mein Freund, wenns dann um meine
„Augen dämmert, und die Welt um mich her,
„und Himmel ganz in meiner Seele ruht,
„wie die Gestalt einer Geliebten;“

Vollendung.

„Dann sehn' ich mich oft und denke; ach „könntest du dem Papier das einhauchen, was „so voll so warm in deiner Seele lebt, daß es „würde der Spiegel deiner Seele, wie deine „Seele ist der Spiegel des lebendigen Got-„tes!"

Das Bild schließt sich wie es anhub, mit dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung:

Anfang.

„Ich bin nie ein größerer Mahler gewesen, „als in diesen Augenblicken — —

Schluß.

„Könntest du dem Papier das einhauchen, „was so voll, so warm in deiner Seele lebt!"

Gerade mit diesem Wunsche und mit jenem Selbstgefühl zusammengenommen ist hier der Ausdruck der getreueste Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dies Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünstelt, und Gefühle aussprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgestellt seyn!

Denn das siehet ein jeder wohl ein, daß der Dichter, als er sein Gemählde entwarf, nicht an Umriß, Niedersenkung, Erhebung, oder Vollendung dachte, sondern daß nur durch das Bestreben, treu und wahr seine Empfindung auszusprechen, jener Umriß, jenes harmonische Fallen und Steigen, und jene reitzende Vollendung sich bildete.

Denn Schönheit und Wahrheit sind unzertrennlich miteinander verknüpft.

Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet. Und alles Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich seyn, wenn das Bestreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen ist; wenn die Seele nicht sorgsam auf den innern Einklang gelauscht hat, durch welchen sie mit der umgebenden Natur zusammenstimmen, allein das Herz bewegen kann.

Dieß ist jene Sehnsucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig dasteht, und unter dem Buchstaben nur zu leicht verschwindet.

Das Auge schaut umher und durchwandelt die Gegend —

Es heftet sich auf den Boden, und beschränkt sich auf den Fleck, wo es den Grashalm unterscheidet. —

Es blicket wieder auf, und spiegelt Himmel und Erde. —

Es giebt nichts Erhabeners als die Nebeneinanderstellung dieser Erscheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinsten Umfange.

Und die Mahlerey vom Großen ins Kleine, vom Weiten und Fernen ins Nahe und Enge ist so sehr der Natur gemäß, daß sie durch die Täuschung der perspektivischen Darstellung die Natur selbst zu seyn scheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer sich mit einer gewissen Ruhe der Seele den Eindrücken der schönen Natur überläßt, und die Folge derselben durch die Darstellungssucht bey ihm nicht unterbrochen wird.

Denn eben diese ununterbrochene Folge der Eindrücke macht, daß das Bild wegen seiner

täuschenden Aehnlichkeit mit der Natur, uns in Bewunderung und Erstaunen versetzt.

Wer nun aber eine solche Ruhe der Seele besitzt, bey dem fehlet es gemeiniglich an Darstellungstrieb oder Kraft, und wer diese hat, bey dem findet sich selten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige Dichter geben.

Der Darstellungstrieb muß sich dem ruhigen Eindruck unterordnen, und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in solchen Augenblicken immer wachsam seyn muß, daß über dem Verlangen nach der schönen Darstellung die Wahrheit der Empfindung nicht verloren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Empfindung selber die Darstellung nicht vergessen werde.

Die wahre Darstellung ist daher gewissermaßen ein Ringen mit der Natur, die doch immer mächtiger ist, und sich von dem menschlichen Geiste weder in Worte noch Umrisse bringen läßt; daher kömmt denn auch noch der allerwahrste Zug zu dem Gemählde unsers Dichters:

„ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege
„unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser
„Erscheinungen."

Den Zustand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darstellungstrieb der Empfindung niemals vorgreift, erfordert wird, schildert der Dichter in der folgenden Stelle, welche der nächsten Vorbereitung zu seinem Gemählde noch vorangeht:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine
„ganze Seele eingenommen, gleich den süßen
„Frühlingsmorgen die ich mit ganzem Her-
„zen genieße. Ich bin so allein, und freue
„mich meines Lebens, in dieser Gegend, die
„für solche Seelen geschaffen ist, wie die
„meine. Ich bin so glücklich, mein Bester,
„so ganz in dem Gefühl von ruhi-
„gem Daseyn versunken, daß meine
„Kunst darunter leidet."

Hierauf folgt nun eben die Stelle:

„ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht ei-
„nen Strich, und bin niemals ein größrer
„Mahler gewesen, als in diesen Augen-
„blicken."

Unter der Fülle des Genusses leidet wirklich die Kunst, und indem der Darstellungstrieb dem Genuß untergeordnet ist, so strebt er, um gleichsam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichtesten und unmittelbarsten Ausdruck durch die Sprache; die Umrisse verwandeln sich in Worte; der Zeichner oder Mahler wird zum Dichter. —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poesie finden, wo der Darstellungstrieb selber sich so getreu mit dargestellt hätte, als in diesem poetischen Gemählde, in welchem gleichsam das Innerste der Seele sich darzulegen strebt.

Sehen wir nun auf das Gemählde selbst zurück, so finden wir daß der Dichter die Folge in demselben nicht ungestraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemählde auf einmal dasteht, so beruht hier das meiste auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Lesers entstehen läßt.

Es wäre unmahlerischer gewesen, wenn der erste Umriß weggelassen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„wenn ich im hohen Grase am fallenden „Bache liege u. s. w."

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe sich entfernen.

Erst seine Lage und dann die Eindrücke zu beschreiben, ist lange nicht so darstellend, als erst die Eindrücke und dann die Lage zu schildern, welche durch die Eindrücke und Umgebung erst Interesse erhält.

Derjenige wird die Natur am besten beschreiben, wer sie so empfindet, daß sie mit ihm selber gleichsam ein Ganzes ausmacht, indem er sich in sie versenkt, und mit ihr auf das innigste verwebt fühlt; eine solche innige Anschließung deuten die folgenden schönen Züge an:

„wenn das liebe Thal um mich „dampft" —

„an der undurchdringlichen Oberfläche „meines Waldes" —

— „und die Welt um mich her und der „Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie „die Gestalt einer Geliebten" —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer solchen Beschreibung vorausgesetzt. In den Augenblicken, wo eine solche Beschreibung glücken soll, muß das einzelne Selbstbewußtseyn, sich gleichsam in dem Mitbewußtseyn des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchströmt wird.

Von einer solchen Stimmung der Seele, die schon da seyn muß, ehe man noch an die Darstellung denkt, kann eine solche Schilderung nur die Folge seyn.

Wer eine solche Darstellung versucht, ohne daß ein solcher Zustand vorhergegangen ist, der muß eben so unwahr werden, wie einer, der bey ganz gemeinen und gewöhnlichen Schicksalen, dennoch einen Roman von seinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein, und macht, daß Wort und Bild sich immer entgegen kommen:

„das dampfende Thal“
„die hohe Sonne“ —

„die undurchdringliche Oberfläche der Fin-
„sterniß des Waldes“ —

„die einzelnen Strahlen, die sich in das
„innere Heiligthum stehlen“ —

„der Dichter im hohen Grase am fallen-
„den Bache liegend“ —

Jeder einzelne Zug in dem Gemählde tritt mit lebendigen Farben, im frischen Glanze hervor; und die Folge der Worte selber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den vorhergehenden niemals stört oder verdrängt, sondern vielmehr mit ihm eins wird, so daß zuletzt alles in einandersteht, und der Eindruck eines Gemähldes wirklich in der Seele hervorgebracht wird.

In einem Werk über den Styl aber ist es gar nicht unzweckmäßig, ein Werk der erhabensten Poesie zum Muster aufzustellen.

Denn wenn man ein solches Muster aufmerksam betrachtet, und die Schönheiten desselben, im Einzelnen und im Ganzen empfinden lernt, so bleibt immer eine Spur in der Seele davon zurück, welche durch die

alltäglichen und gewöhnlichen Eindrücke nicht ganz wieder verwischt werden kann, und unsrer ganzen Vorstellungsart selber gleichsam einen höhern Schwung giebt.

Wer einmal erhabne Dichterschönheiten mit Wahrheit empfinden gelernt hat, dem wird eine allgemeine Rückerinnerung an dieselben auch bis zu dem unbedeutendsten Aufsätze begleiten, wo jene erhabne Schönheit, die hier nicht unmittelbar statt finden kann, dennoch, in Anstand und Zierlichkeit verwandelt, ihren Platz behauptet.

Wer also, ohne selbst nach dem Ruhm des Dichters zu streben, bloß seine Schreibart zu bilden sich bemüht, ist gewiß nicht auf dem unrechten Wege dazu, wenn er das Gefühl an den erhabenen Schönheiten der Dichtkunst sich zu entwickeln sucht.

Das dichterische Schöne ist nicht wesentlich, sondern nur dem Grade nach, von dem bloß anständigen und zierlichen Ausdruck verschieden; und es kommt immer auf den Gegenstand an, in wiefern derselbe Erhabenheit, Schönheit, oder nur Zierlichkeit im Ausdruck zuläßt.

[library stamp, illegible]

Durch den poetischen Ausdruck wird die Schreibart im Ganzen hinaufgestimmt und veredelt, und eine Sprache erhält erst mittelbar ihre eigentliche Bildung durch die Werke der Dichtkunst, welche darin aufgestellt werden.

Siebente

Siebente Vorlesung.

Von den rednerischen Figuren — wodurch sich die Sprache der Empfindung unterscheidet? — von der Wiederhohlung — von der Inversion — vom bildlichen Ausdruck — Beispiele.

So unnütz und zwecklos es ist, die einzelnen Schönheiten des Ausdrucks, welche man unter der Benennung rednerischer Figuren begreift, in den Anweisungen zum Styl, durch Regel und Vorschrift lehren zu wollen, so angenehm und zweckmäßig ist es doch, bei dem Lesen guter Schriftsteller auf diese Schönheiten aufmerksam zu seyn, und zu beobachten, auf wie mannichfaltige Weise der emporstrebende Gedanke den oft zu ungeschmeidigen Ausdruck nach sich bildet und umschafft, so daß der Mangel an neuen Ausdrücken, durch neue und ungewöhnliche Stellungen der alten, oder

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

durch einen neuen und ungewöhnlichen Gebrauch derselben, ersetzt wird.

Nur müssen diese Beobachtungen nicht in der Absicht angestellt werden, um etwa die Schönheiten, die man bemerkt, bei der ersten Gelegenheit wieder anzubringen; sondern durch die Empfindung derselben, und durch das Bewußtseyn dieser Empfindung im Ganzen, müssen sich ähnliche Schönheiten in unserm Ausdruck bilden, ohne daß wir an jene insbesondere zurück denken.

Jede Schönheit der Rede muß überhaupt tiefer als im Ausdruck gesucht, und der Ausdruck nur als eine Folge der vorhergehenden Stimmung die Seele durch den ganzen Gedanken, betrachtet werden; sonst ist man in Versuchung, die Schale für den Kern zu nehmen, und mit leerem Spielwerk Zeit und Mühe zu verderben.

Was man rednerische Figuren nennt, ist eigentlich die Sprache der Empfindung, der es an Worten fehlt, und die sich auf mancherley Weise zu helfen sucht, um diesen Mangel zu ersetzen; indem sie z. B. das Gesagte wiederhohlt, um dadurch anzuzeigen, daß

[library stamp]

sie mehr auf einmal sagen wolle, als die bekannten Worte hier auszudrücken vermögen.

Die Sprache der Empfindung aber unterscheidet sich von der Sprache des Verstandes vorzüglich dadurch, daß sie nicht aus einander setzt, sondern zusammenfaßt, und also auf einmal viel auszudrücken, und mehr nur im Ganzen anzudeuten, als im Einzelnen ausführlich zu bezeichnen sucht. —

Die Sprache der Empfindung gibt nur gleichsam den ersten Anklang, und läßt die Gedanken des andern das Fehlende hinzusetzen. Die ruhige Urtheilskraft z. B. sagt:

Das hätte niemand gedacht!

Die lebhaftere Empfindung sagt dieß nicht ganz aus, sondern deutet es bloß durch die Frage an:

wer hätte das gedacht? —

Die Antwort: niemand! wird weggelassen, und gerade dadurch wird nun der Ausdruck gleichsam nachtönend, oder nachklingend, weil dasjenige weggelassen ist, wodurch der Sinn geschlossen, und mit dem Ausdruck auch der Gedanke zu Ende gewesen wäre.

Der roheste Mensch, so wie der größte und gebildetste Redner, verwandelt bey dem leidenschaftlichen Ausdruck zum öftern sein Urtheil in eine Frage, wo er sich auf die Einsicht des andern beruft und stützt; und der Redner kann auch hier durch die Beobachtung der rohen Ausbrüche der Leidenschaft mehr als aus den Anweisungen zur Beredsamkeit lernen.

Denn der größte Redner darf in dem Feuer, womit er seine Reden entwirft, eben so wenig an rednerische Figuren denken, die er anbringen will, als der ungebildetste Mensch in dem Ausbruch der Leidenschaft sich derselben bewußt ist.

Der Redner mag nun in seiner eigenen oder in der Seele eines andern reden, so muß doch sein Ausdruck nothwendig das Resultat von der Seelenstimmung seyn, in welche er sich versetzt hat. Die rednerischen Figuren aber können ja bei dem Redner die erforderliche Seelenstimmung nicht hervorbringen, sondern müssen selber dadurch hervorgebracht worden seyn, wenn sie auf den Zuhörer wirken sollen.

Am leichtesten kann z. B. die Wiederhohlung gemißbraucht werden, wozu man vorzüg-

lich dadurch verleitet wird, daß man sie als eine rednerische Figur, oder als eine Verschönerung der Rede an und für sich selbst betrachtet. — Wie kann aber die Wiederhohlung eines und eben desselben Ausdrucks an und für sich wohl schön seyn? — Wenn sie uns gefällt, so ist es nur deswegen, weil sie uns irgend eine Gemüthsbewegung des Redenden verräth, die sich bei der unordentlichen Folge seiner Gedanken nicht anders, als durch eine solche Wiederhohlung zu äußern vermag.

Eine solche Wiederhohlung nun eine Figur zu nennen, die man der Verschönerung der Rede wegen zuweilen mit Fleiß anbringen müsse, scheint eben so ungereimt zu seyn, als wenn jemand eine zornige oder traurige Miene, ohne alle Veranlassung, für eine Verschönerung des Gesichts ausgeben, und dergleichen Mienen als eine Kunst nach Regeln lehren wollte.

Man kann daher behaupten, daß die Wiederhohlung des Ausdrucks an und für sich selber nie eine Schönheit der Rede sey, daß sie vielmehr in der Sprache der Leidenschaft nur geduldet werde; und daß nur die Wichtigkeit

des Gegenstandes diese Art von Schwäche des Ausdrucks, welcher unter dem Gedanken gleichsam erliegt, wieder ersetzet und den Zuhörer befriedigt.

Man könnte zwar einwerfen, daß man eine solche anscheinende Schwäche des Ausdrucks, um den Gegenstand zu heben, mit Fleiß suche, und daß eben hierin die rednerische Figur bestehe; allein ich antworte, dieß ist ja eigentlich der Nachtheil der sogenannten Figuren in der Redekunst, daß man durch falsche Mittel den Gegenstand zu heben sucht, statt daß der Gegenstand den Ausdruck erheben sollte.

Nichts ist ekelhafter, als solche Wiederhohlungen, denen man das Bestreben ansieht etwas Wichtiges und Vielbedeutendes sagen zu wollen, und einen hohen Grad von lebhafter Rührung und Empfindung auszudrücken, die man nicht hat.

Man glaubt, der Zuhörer soll denken, was er so oft wiederholen hört, müsse doch auch wohl der Mühe werth seyn, wiederhohlt zu werden. Es gelingt auch wohl zuweilen, daß man auf die Weise durch den Ausdruck sich selbst und andre täuscht, indem man selbst

etwas Starkes, Erschütterndes zu sagen, oder der andre wirklich etwas dergleichen zu hören glaubt.

Wenn nun eine solche leere Täuschung der Zweck des Schriftstellers wäre, so müßte freilich der Gebrauch der sogenannten Redefiguren mit sorgsamen Fleiß erlernet werden, um bei dem Pöbel damit zu glänzen; wer aber den Vernünftigen gefallen will, der muß diese Redefiguren, wenn er sie erlernt hat, gewiß erst wieder zu vergessen suchen, ehe er über einen Gegenstand zu schreiben anhebt.

Zu den Beförderungsmitteln der Lebhaftigkeit des Ausdrucks rechnet man auch die Inversion, welche darin besteht, daß man um einen Begriff besonders herauszuheben, die gewöhnliche Wortfolge verändert, als anstatt:

Ich sollte von Dir lernen!
Von Dir sollte ich lernen?
oder
Lernen sollt' ich von Dir?

Wer einigermaßen lebhaft denkt und schreibt, dem entschlüpfen alle Augenblick dergleichen Inversionen, ohne daß er seine Aufmerksamkeit eigentlich darauf richtet; denn

diese Inversion ist eben so natürlich, wie der Ton der Stimme, wodurch man das Bedeutende vor dem Unbedeutendern herauszuheben sucht.

Wer nun aber ordentlich bei sich dächte: hier muß ich wohl einmal eine Inversion anbringen, um meinem Ausdruck mehr Lebhaftigkeit zu geben; wie steif und abgeschmackt müßte nicht dessen ganze Schreibart werden?

Und doch sind es auch hier die gewöhnlichen Regeln des Styls und der Beredsamkeit, welche zu einer solchen Schreibart die nächste Veranlassung geben, indem man jene in der Sprache des Affeckts so natürliche Umkehrung der gewöhnlichen Wortfolge unter die rednerischen Figuren zählt, die man kunstmäßig lernen soll, um sich zierlich auszudrücken.

Man kann behaupten, daß der Mißbrauch dieser Umkehrung der Wortfolge bloß daher entsteht, weil man sie unter einem besondern Kunstnahmen, als eine eigene Zierde oder Schönheit des Ausdrucks mit aufgeführt, und Regeln und Vorschriften darüber gegeben hat; denn der geringste aus dem Pöbel wird in der Sprache der Leidenschaft keine Inversion ohne Anlaß und Bedeutung machen, die man hin-

gegen in manchen Schriften, die zierlich geschrieben seyn sollen, sehr häufig findet.

Die Inversion entsteht ja eben dadurch, wenn die Aufmerksamkeit mehr auf die Sache, als auf das Wort gerichtet ist; wenn das lebhaftere Interesse für die Sache das Wort voranreißt, was in dem ruhigen Gange der Ideen erst langsam nachzufolgen pflegt.

Ist nun aber bei der Inversion die Aufmerksamkeit zuerst auf den Ausdruck gerichtet, so muß dadurch nothwendig eine unerträgliche Affectation entstehen; und es muß scheinen, als ob einer sich die Miene geben wolle, daß er immer etwas wichtiges und bedeutendes sage, weil ihm die gewöhnliche Wortfolge nicht genügt, sondern immer auf irgend ein Wort von ihm ein ganz besonderer Nachdruck gelegt wird, indem er es den übrigen Worten, auf die es sonst erst folgen müßte, voranstellt.

Wenn hingegen Medea in dem Monodrama sagt:

Hier lag ich sonst;
Sonst lag ich hier
Und flehte Segen
Auf Jasons Haupt;

Nun lieg ich hier,
Hier lieg ich nun —
Und flehe Rache
Auf Jasons Haupt —

So ist es die abwechselnde vollständige Erinnerung an die Zeit und an den Ort, welche durch die bloße umgekehrte Wortfolge hier lebhaft dargestellt wird. Denn einmal ist der Begriff von der Zeit, das andre mal der Begriff von dem Orte der herrschende, und beide verdrängen sich gleichsam einander.

Durch alle dergleichen Hülfsmittel wird also mehr angedeutet, als ausdrücklich gesagt wird, wenn es z. B. heißt:

Dich sollt ich loben?

anstatt:

ich sollte Dich loben?

so liegt darin, daß das Dich aus seiner Stelle gerückt, und vorangesetzt ist, schon der Begriff, daß die Person, die ich anrede, ihrer bekannten Eigenschaften wegen, entweder meines Lobes nicht werth oder nicht bedürftig sey.

Hieße es:

Loben sollt ich Dich?

so ist die Voransetzung von Loben schon ein Zeichen, daß ich ohngefähr damit sagen will, du verdienst eher meinen Tadel, als mein Lob!

Wenn man irgend ein Wort im uneigentlichen Sinne braucht, so geschieht es im Grunde deswegen, um mehr auf einmal auszudrücken, als man mit den eigentlichen Worten hätte bezeichnen können.

Denn der bildliche Ausdruck ist immer zwiefach bedeutend, oder erweckt einen zwiefachen Begriff, indem ich mir außer der eigentlichen Sache, die durch das Bild angedeutet wird, doch auch das Bild selber mit hinzudenke, so daß auf die Weise das Wort, welches sonst immer nur ein Zeichen eines Begriffes ist, in sich selber wieder einen besondern Begriff einschließt, wodurch nun der Hauptbegriff noch mehr hervorgehoben wird.

„Auf die Unwissenheit ausländischer Sa„chen, wie auf einem weichen Polster „gelehnet, sieht eine Nation auf jede an„dre Nation mit ruhiger Selbstzufriedenheit „herab.“

Zimmermann vom
Nationalstolze.

Hätte es hier nun, ohne bildlichen Ausdruck ohngefähr so geheißen:

„Je träger eine Nation ist, sich um aus„ländische Sachen zu bekümmern, mit desto „mehr Selbstzufriedenheit, sieht sie auf jede „andre Nation herab."

So ist freilich im Grunde dasselbe gesagt; durch den bildlichen Ausdruck aber werden alle Begriffe in eine nähere Verbindung und in ein lebhafteres Spiel gebracht; es sind die Begriffe:

Unwissenheit ausländischer Sachen,
Trägheit,
Selbstzufriedenheit.

Auf einem weichen Polster hingelehnt, drückt den Begriff von Trägheit bildlich aus, und dieses Bild faßt nun zugleich den Begriff des Angenehmen und Verführerischen der Trägheit in sich, wodurch die Unwissenheit gepflegt, und die Selbstzufriedenheit genährt wird.

Er lehnt sich auf seine Unwissenheit, wie auf einem weichen Polster, bezeichnet sehr nachdrücklich, wie jemand sich mit Fleiß in seiner Unwissenheit zu erhalten sucht, um seine Selbstzufriedenheit nicht zu

verlieren, und zugleich den Zustand von Behaglichkeit, worin er sich dabey befindet; welches alles durch keine Umschreibung so lebhaft und anschaulich, als durch das Bild selbst bezeichnet werden kann.

Bei dem Worte Trägheit denkt man sich bloß den Begriff von der Trägheit; bei dem weichen Polster denkt man sich erstlich den Begriff von der Trägheit, die hier dadurch angedeutet wird, und zweitens den Begriff von dem weichen Polster selber, worauf man der Trägheit nachhängt.

Das weiche Polster ist hier nur ein Zeichen von einer Sache, und giebt doch als Zeichen für sich selbst wieder einen Begriff; es ist kein bloßes willkürliches Merkmal, sondern zugleich ein Bild von der Sache, die es bezeichnet. Darum kann man auch sagen, daß die figürlichen Ausdrücke gleichsam eine neue Sprache sind, wodurch der Mangel an natürlichen und bedeutenden Zeichen, in der gewöhnlichen Sprache ersetzt wird.

Denn der menschliche Geist strebt immer dahin, daß nicht nur die bezeichneten Sachen, sondern das Zeichen selbst wieder einen eignen

Sinn und Bedeutung haben soll, damit man sich eine Ursach angeben könne, warum gerade dieß Zeichen zu dieser Sache gewählt sey.

Bei den meisten Worten der Sprache aber bleibt dieser Hang des menschlichen Geistes unbefriedigt; die Wörter Geist und Seele, Baum und Vogel z. B. und unzählige andere, spricht man aus, ohne sich einer Ursach bewußt zu seyn, warum man gerade durch diesen und keinen andern Laut die angedeuteten Sachen bezeichnet. — Darum gefallen auch schon die Wörter vorzüglich, welche nur einigermaßen durch ihren Laut mit den bezeichneten Sachen übereinstimmen, als rieseln, säuseln, weich, Wonne, wohl, u. s. w. Dergleichen Wörter haben schon an sich etwas poetisches, weil man sie nicht als bloß willkührliche Zeichen betrachtet, sondern in ihrem Klange selbst schon etwas Abbildendes wahrnimmt.

„Seine Hoffnung scheitert"

sagt doppelt so viel, als

„Seine Hoffnung ist verschwunden,"

oder:

„Ihm bleibt keine Hoffnung übrig„ —

Denn weil die Hoffnung nicht wirklich oder im eigentlichen Sinn scheitern oder Schiffbruch leiden kann, so wird schon dadurch die Vorstellung nothwendig, daß Scheitern hier nur ein Bild sey, welches das gänzliche Aufhören aller Hoffnung andeutet; und doch denkt man sich nun den ganzen Begriff des Scheiterns mit hinzu, ohne daß dadurch eine Verwirrung in unsrer Vorstellung entstände, weil der Begriff des Scheiterns in den Grenzen des Bildes bleibt, während daß der Begriff der Hoffnung in der Wirklichkeit statt findet.

Es gehört eine außerordentliche Kühnheit der Denkkraft dazu, um sich eines solchen bildlichen Ausdrucks zuerst zu bedienen; da man sonst nur gewohnt war, von einem Schiffe zu sagen, daß es scheitert, nun auf einmal dasselbe Wort von einem ganz abgezogenen Begriffe, der von dem Begriff eines Schiffes so weit entfernt ist, zu gebrauchen!

Aber dadurch eben, daß z. B. die Begriffe Hoffnung und Scheitern im eigentlichen Sinne gar nicht neben einander bestehen können, erhält eben der bildliche Ausdruck seinen Nachdruck und seine Stärke, oder wird viel-

mehr erst zum bildlichen Ausdrucke, indem er nur als andeutend, und nicht in seinem vollständigen Sinne auf den vorhergehenden Ausdruck bezogen werden kann, und dennoch in seinem vollständigen Sinne dunkel gedacht wird, so daß die Seele statt eines einfachen, einen doppelten Begriff erhält.

Bei dem Scheitern eines Schiffes denkt man sich lebhafter als bei irgend einem andern Ereigniß, daß alle Hoffnung verlohren ist; nun ist es zwar eine kühne Versetzung, zu sagen: die Hoffnung scheitert; aber diese Begriffe fügen sich dennoch an einander, weil man sie einmal mit einander zu denken gewohnt ist.

Achte Vorlesung.

Fortsetzung der Entwickelung und Berichtigung des Begriffs vom bildlichen Ausdruck, in Beispielen — Hölty — Ramler —

Von einem Greise sagt man:

„der Abend seiner Tage“

Weil man nun weiß, daß die Tage zusammen genommen, keinen gemeinschaftlichen Abend, sondern jeder einzelne Tag nur seinen wirklichen Abend hat, so stimmt sich die Seele auf einmal, den Begriff vom Abend hier nur als Anklang oder als Andeutung auf die Annäherung von dem Ende des Lebens, zu betrachten.

In der Beziehung der Begriffe, welche der Verstand macht, muß hier von dem Bilde

des Abends alles das zurück bleiben, was nicht Ende oder Annäherung des Endes bezeichnet; allein die Einbildungskraft nimmt, unbeschadet der Urtheilskraft, das vollständige Bild vom Abend auf, und läßt es gleichsam durch die Region des Verstandes durchschimmern.

Dadurch wird nun der trockne Begriff vom Ende des Lebens und der Annäherung desselben, gleichsam in eine schöne Umgebung eingehüllt, wodurch das Unangenehme dieses Begriffs auf eine bewundernswürdige Weise gemildert wird.

Man fühlt sich von der ganzen wohlthätigen Natur umschlossen, in welcher der Abend nicht minder schön als der Morgen ist. — Die untergehende Sonne, die Dämmerung, die Annäherung der sanften Ruhe — welche reizende Bilder, die sich an den Begriff vom Abend knüpfen, und die nun alle auf die Vorstellung vom Alter und dem herannahenden Ende des Lebens, mit übertragen werden, wenn bei dem Greise die Zeit des hinwelkenden Alters, der Abend seiner Tage heißt.

Wie hebt sich der Ausdruck auf einmal, wenn es heißt:

„Die Rosen ihrer Wangen“

anstatt

„Die Röthe ihrer Wangen“

Da die Vorstellung von den Wangen den Begriff von der wirklichen Rose ausschließt, so ist Rose freilich nur ein Bild, das auf die Röthe der Wangen deutet; aber welch eine Menge von schönen Nebenbegriffen erweckt nicht dieses Bild! — die Sanftheit der Röthe; die Weichheit der Blätter; der süße Duft; das Aufblühen der Jugend; ihr schnelles Hinwelken; alle diese Ideen, die in der Seele schlummern, werden durch den schönen bildlichen Ausdruck auf einmal angeklungen, und vermählen sich mit dem Begriffe von der Farbe der Wangen, der alle diese ihr gleichartigen Vorstellungen willig mit in sich aufnimmt.

Durch das Bild von der Rose wird der Ausdruck rothe Wangen von einem bloß physischen Begriff zu einem geistigen erhöhet, welcher mit der Vorstellung von Jugend und Unschuld verknüpft ist.

In der zärtlichen Ballade Adelstan und Röschen von Hölty, erscheint Röschens Schatten ihrem Verführer um Mitternacht:

Ein Mädchen tritt ihm vors Gesicht
Ins Leichentuch gehüllt —
Ach Röschen ists, das arme Kind,
Das Adelstan berückt;
Die Rosen ihrer Wangen sind
Vom Tode weggepflückt —

Wie mildert hier nicht das Bild von den Rosenwangen die schreckliche Vorstellung von der bleichen Todtenfarbe, und giebt zugleich die natürlichste Veranlassung zu der Fortsetzung des Bildes, da mit der Rose ohnedem schon der Begriff des Hinwelkens, des Abpflückens so nahe verknüpft ist. —

Auch die Vorstellung von Jugend und Unschuld, die ein Raub der Verführung wurden, flicht sich hier wieder mit ein, und bringt die jammervolle Geschichte des unglücklichen Mädchens gleichsam in einem Augenblick wieder vor die Seele. —

Leben und Tod, Blühen und Verwelken konnte in keinen rührendern Gegensatz gebracht

werden, als hier durch das Bild von dem Schatten der Abgeschiedenen, und den abgepflückten Rosen der Wangen.

Je mehr mit der Hauptidee verwandte Nebenideen ein bildlicher Ausdruck auf einmal erregt, desto schöner ist er; denn die Schönheit desselben besteht eben in der Fülle des Gedanken, den er bezeichnet, oder vielmehr den ersten Anklang dazu giebt.

Durch den Ausdruck die Jugend des Jahres, tragen wir, indem wir den Frühling bezeichnen, unser eignes Gefühl von innerer Lebenswärme und Wirksamkeit auf die ganze Natur über, und verknüpfen die Erinnerung an dieß Gefühl mit dem trocknen Begriff von Zeit, der nun auf einmal dadurch gleichsam beseelt und belebt wird; denn obgleich die Jugend in Ansehung eines bestimmten Zeitraums eigentlich nur auf den Anfang desselben deutet, so trägt doch die Einbildungskraft das vollständige Bild der Jugend in den Begriff von Zeit mit hinüber, und läßt es gleichsam im dunkeln Hintergrunde hervorschimmern, damit es die Hauptidee nicht verwirre oder störe.

Durch den Ausdruck der Frühling des Lebens, tragen wir nun umgekehrt den Begriff von der Lebenskraft und Fülle der ganzen verjüngten Natur in das Gefühl von unserm eigenen Daseyn. — Auf diese Weise wechseln wir gleichsam Begriffe und Empfindungen mit der uns umgebenden Natur, indem wir uns als ein Bild von ihr, und sie wiederum als ein Bild von uns betrachten, und also immerwährenden Stoff zum bildlichen Ausdruck haben.

In einer Ramlerischen Ode auf den Winter heißen die Schrittschuhe, Schuhe von Stahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geschwindigkeit barg. —

Dieß ist ein überaus glückliches und wohlgewähltes Bild, weil dadurch eine Menge verwandter Ideen auf einmal zusammen strömen, die auf die Seele eine äußerst angenehme Wirkung thun.

Zu dem Begriff des Stahls gesellt sich natürlicher Weise die Vorstellung des Schmiedens, wodurch er hervorgebracht wird; die Vorstellung des Schmiedens aber ist in der

griechischen Mythologie durch die Dichtung von Vulkan und Venus zu einem der angenehmsten Bilder für die Einbildungskraft geworden, wo es scheint, daß die Phantasie gerade in die raucherfüllte Werkstatt des Vulkan die Göttin der Liebe und der Schönheit ihm als Gattin zuführte, um durch diesen lebhaften Kontrast die spielenden Ideen auf eine angenehme Art zu beschäftigen.

Der neuere Dichter hat daher diesen Umstand aus der Mythologie, um seinem Bilde mehr Reiz zu geben, sorgfältig benutzt, indem er den Gott Vulkan den Mann der freundlichen Venus nennt. Denn Vulkan soll hier nicht in seiner Wildheit und Ungestüm, sondern als eine wohlthätige Gottheit dargestellt werden, welcher den Knaben angenehme Spielwerke zum Winterzeitvertreibe verfertigt; indem er nun der Mann der freundlichen Venus heißt, so wird gleichsam sein ganzer Charakter selbst dadurch gemildert, und das ganze Bild auf einmal dadurch sanfter und schöner.

Auf die Weise zieht der ganz gemeine Begriff von einem Schrittschuh in der Phan-

...nie des Dichters die reizendsten Bilder aus der Mythologie herbei, und verwandelt sich dadurch selbst zu einem schönen poetischen Bilde, welches nun auch noch den Zusatz des Wunderbaren erhält, indem es heißt, daß Vulkan in diese Schuhe von Stahl der Blitze Geschwindigkeit verborgen habe. —

Die mythologischen Dichtungen sagen vom Vulkan, daß er die Blitze oder vielmehr die geflügelten Donnerkeile des Jupiters schmiedete; seine hohe Göttermacht setzte ihn also in den Stand, die Schuhe von Stahl mit der Geschwindigkeit der Blitze zu begaben, die er, weil sie sich bei dem Gebrauch erst offenbart, darin verbarg —

Nun ist die Geschwindigkeit der Blitze die höchste Geschwindigkeit, die uns in die Sinne fällt, und das Wort Blitz mit dem Begriffe von Geschwindigkeit verknüpft, macht allemal einen sehr lebhaften Eindruck auf die Seele, weil es durch die treffendste Zusammenstellung den Begriff gewissermaßen in die Sache selbst verwandelt, und das, was ein bloßes Zeichen der Gedanken seyn soll, an sich selber wieder einen Gedanken in sich faßt.

Und hier scheint mir die Bemerkung nicht überflüssig, daß das Wort Blitz selber schon in seinen einzelnen Lauten etwas sehr Bedeutendes und mit der bezeichneten Sache übereinstimmendes habe — denn so wie die weichen und mit Leichtigkeit auszusprechenden Konsonante bl mit dem zartesten Vokal i, schon an sich ein Bild der Schnelligkeit sind, so scheint das tz am Ende eine unwillkürliche Nachahmung des plötzlich Abgebrochenen und Gehemmten, wodurch der Begriff der Schnelligkeit verstärkt, und auch in Ansehung der Dauer der Zeit, durch den hemmenden Laut, natürlich bezeichnet wird.

Dieß ist aber die höchste Macht der Sprache, wenn sie selbst bis in ihre einzelnen Laute bedeutend wird, und nichts Willkürliches an ihr bleibt — das Zeichen selbst wird in diesem Fall wieder zur Sache, und der Gedanke erhält dadurch eine Lebhaftigkeit und Fülle, wodurch zugleich mit dem Verstande das Gemüth auf eine angenehme Art in Bewegung gesetzt wird.

Blitz z. B. soll in dem bildlichen Ausdrucke nicht den eigentlichen Blitz, sondern die Ge-

schwindigkeit andeuten; dieß thut es für den Verstand, der nun die Idee von dem wirklichen Blitze ausschließt, welche demohngeachtet von der Einbildungskraft wieder aufgenommen wird, und dem Verstandes=Begriffe gleichsam zur Unterlage dienet; auf die Weise wirken also schon Bild und Gedanke vereint auf die Seele; nun aber kömmt bei dem Worte Blitz noch selbst der Laut hinzu, wodurch es vermittelst des Gehörs mahlerisch und bedeutend wird; es ist also hier der Ton, das Bild, und der Gedanke, welche sich wechselsweise einander beleben, und gleichsam das Organ der Sprache selbst beseelen, woher denn auch die wunderbaren Eindrücke entstehen, die bei dem wohlgewählten bildlichen Ausdruck das Gemüth bewegen.

Das Eis heißt in der angeführten Ode der diamantne Schild des Stroms, der alle Pfeile der Sonne verhöhnet. — Auch dieß Bild hat wegen seiner innern Uebereinstimmung sowohl als wegen seiner Uebereinstimmung mit der bezeichneten Sache, eine außerordentliche Schönheit. — Es bringt auf einmal einen heitern Wintertag vor die

Seele, wo die Sonne, ohngeachtet der ungehinderten Wirkung ihrer Strahlen, dennoch nicht vermögend ist, das Eis zu zerschmelzen, welches gleichsam ihr zum Trotz sich selber noch in dem Schimmer ihrer Strahlen härtet, und wo also die Vergleichung mit dem undurchdringlichen Diamant gerade die treffendste ist, um die Härte zu bezeichnen, welche den alles zerschmelzenden Sonnenstrahlen widersteht — allein das Bild erhöht sich, und erhält noch mehr Wirksamkeit und Leben durch den Gegensatz von Schild und Pfeil, wodurch die Begriffe von Wirkung und Gegenwirkung auf einmal in die lebhafteste Beziehung mit einander gebracht werden, die nur möglich ist, und an das Ganze sich zugleich ein schönes mythologisches Bild, von dem fernhin treffenden Sonnengott, mit Bogen und Pfeil, anschließt.

Es ist der schöne Einklang der einzelnen Bilder, welcher dieß Gemählde so reizend macht — die Begriffe von undurchdringlicher Härte sind durch die Bilder vom Diamant, Schild und Pfeil, als dem alles durchdringenden Strahl der Sonne, gleichsam stufenweise erhö-

het, und durch alle diese Bilder hindurchgeführt, bis zu dem Ausdruck des Verhöhnens, der dem Begriffe dieser undurchdringlichen Härte gleichsam noch das Gepräge menschlicher Empfindung aufdrückt, und dadurch dem Eindrucke dieses Bildes auf das Gemüth noch einen leichtern Eingang verschafft, und es näher an die Empfindung anschließt.

Die Vorstellung von dem Strome, der über diese felsenfeste Decke hinrollt, macht noch einen lebhaften Kontrast mit dem Ganzen, wozu denn wiederum die mythologische Dichtung sich gesellt, welche alle diese Gegenstände gern persönlich darstellt, und doch auch diese persönliche Darstellung immer noch so schwankend läßt, daß die Vorstellung von den wirklichen Gegenständen in der Natur nicht darunter leidet, sondern unter den Bildern von Flußgott, Sonnengott, u. s. w., welche die Phantasie sich schafft, immer noch durchschimmert. —

So sind auch hier die Gegenstände nicht zu persönlich dargestellt, und dadurch wird das Bild selbst noch schöner und reizender, indem man sich die leblosen Dinge, bald wie lebende und wirkliche Wesen, und dann doch auch

wieder in ihrer natürlichen und wahren Gestalt, fast zu gleicher Zeit vorstellt.

Wirklichkeit und Dichtung spielen in solchen Bildern unmerklich in einander, und beschäftigen daher mehrere Fähigkeiten und Kräfte der Seele auf einmal, welches eben ihre vorzügliche Schönheit ausmacht. —

Das ganze Bild von dem diamantnen Schilde des Stroms, der alle Pfeile der Sonne verhöhnt, bezeichnet die Natur des Eises, und ist also eine bedeutende Benennung desselben, da hingegen das Wort Eis nur ein willkürlicher Nahme ist. Durch die bildliche Umschreibung verwandeln sich also die bloß willkürlichen Laute gleichsam in Begriffe; darum wird die ganze Vorstellung lebhafter und anziehender.

Neunte Vorlesung.

Vom Gleichniß — zwei Beispiele aus Homers Odüssee — ein mißrathenes Gleichniß aus einem neuern Schriftsteller. —

Wenn der eigentliche Begriff durch das Bild nicht bloß angedeutet, sondern ausdrücklich mit benannt wird, so wird das Bild zum Gleichnisse. Wenn es z. B. hieße: gleich einem diamantnen Schilde, der die Pfeile der Sonne höhnet, deckt das Eis den Strom; so wäre die anspielende bildliche Umschreibung zu einer wirklichen Vergleichung geworden, und der Ausdruck wäre ermattet, weil dieß Bild, als ein figürlicher Nahme des Eises, der Einbildungskraft Gnüge thut, als Vergleichung aber zu wenig sagt und die Seele leer läßt.

Denn durch das gleichwie will der Verstand schon mit beschäftigt seyn; es soll nicht bloß ein Bild, sondern einen Gedanken mit herbei führen, und durch die Vergleichung die urtheilende Kraft der Seele in Bewegung setzen; wo also dieses fehlt, da ist die Vergleichung matt und zwecklos; man sieht keinen Grund, weswegen man nicht von der Sache ohne alle Umschweife redet; und das Gleichniß scheint alsdann nicht sowohl der Sache zu Liebe angebracht, als vielmehr ein erborgter Schimmer zu seyn, wodurch der Redner glänzen will.

Die Sucht nach Gleichnissen, welche in dem gezierten Ausdruck mancher Schriftsteller herrscht, scheint aber auch vorzüglich daher ihren Ursprung zu nehmen, daß man die Vergleichung an und für sich selber, durch den falschen Begriff von einer rednerischen Figur verleitet, für eine Schönheit der Rede hält, da sie doch erst zur Schönheit wird, wenn sie ein wirkliches Bedürfniß des Redenden ist, dem der eigentliche Ausdruck für die Fülle seiner Begriffe nicht Gnüge leistet, und der durch sein gleichwie nur einigermaßen das noch auszusprechen sucht, was in seiner Seele

schlummert, und der Ausdruck nicht fassen kann.

Nur durch die Vorstellung dieses Bedürfnisses blicken wir auf den tiefsten Grund der Seele des Dichters und Redners, und das ist es, was uns bei einem schönen poetischen Gleichnisse so viel Vergnügen gewährt, da hingegen ein bloßes müssiges Spiel der Einbildungkraft, die Seele, deren Urtheilskraft mit beschäftigt seyn will, sehr bald mit Widerwillen und Ueberdruß erfüllt.

Durch nichts zeichnen sich daher auch unsre schlechten, geschmacklosen Schriftsteller des verfloßnen Jahrhunderts so sehr aus, als durch übel gewählte und unzweckmäßig angebrachte Gleichnisse, die hergebrachter maßen und gleichsam handwerkmäßig die Poesie verzieren mußten. — Ein solches Gleichniß war es, welches Friedrich dem Großen unter andern den Geschmack an der deutschen Litteratur verleidete, als er in einem deutschen Panegyr zum Lobe einer Fürstin die Stelle laß: sie glänze wie ein Karfunkel am Ringe der gegenwärtigen Zeit.

In

In den homerischen Gleichnissen athmet in jeder Zeile das Bestreben, die Fülle der Gedanken bildlich auszusprechen, welche der eigentliche Ausdruck nicht erschöpfen kann.

So erzählt Homer, wie Ulysses, nachdem er auf der Insel der Phäacier ans Land gestiegen ist, zwischen zwei verschlungenen Gebüschen sich ein Lager von Blättern bereitet:

er bettete sich mit seinen Händen ein Lager
Hoch und breit; denn es deckten so viele Blätter den Boden,
Daß zween Männer daneben, und drei sich hätten geborgen,
Gegen den Wintersturm, auch wenn er am schrecklichsten tobte.
Freudig sah das Lager der herrliche Dulder Odüsseus,
Legte sich mitten hinein und häufte die rasselnden Blätter.

Voß.

Indem nun der Dichter seinen Helden, vor allen Menschen verborgen, unter den Blättern schlummern läßt, so macht es einen rührenden Kontrast, wenn man sich den Schlummernden, als den berühmten Feldherrn, den Vollbringer glänzender Thaten, den Zerstörer von Troja,

denkt, und der Dichter nun in die Zukunft schauet, die noch mit so großen Ereignissen schwanger ist, wenn dieser Schlummerer erwacht, und mit dem rächenden Donner die frevelnden übermüthigen Freier der Penelope strafen wird — dieß alles ist in dem folgenden schönen und treffenden Gleichniß eingehüllt:

Also verbirgt den Brand in seiner Asche der Landmann
Auf entlegenem Felde, von keinem Nachbar umwohnet,
Hegt er den Saamen des Feuers, um nicht in der Ferne zu zünden:
Also verbarg sich der Held in den Blättern. —

Glücklicher konnte gewiß kein vergleichendes Bild von dem Dichter gewählt werden, um eine Menge von Ideen und Erinnerungen in der Seele auf einmal rege zu machen.

Es ist der glimmende Funken, welcher Verderben und Zerstörung um sich her verbreiten kann, sobald er zündet, und zur um sich greifenden lodernden Flamme wird. —

So ist es der schlummernde Ulysses, welcher die blühende Troja in Schutt und Graus

versenkte, und bei seiner Rückkunft in Ithaka eine schreckliche Rache an seinen Feinden nahm. —

Drum verbirgt der Landmann auf entlegenem Felde in der Asche den Funken, damit er nicht zünden soll. —

Nicht nur die Einbildungskraft, sondern auch die urtheilende Kraft der Seele, wird hier durch den treffenden Vergleichungspunkt zwischen Bild und Sache beschäftigt, und in ein lebhaftes Spiel gebracht. —

Es ist ein Anklang zu einer Menge von Ideen, die z w i s c h e n dem Bilde und der Sache liegen, und nun nicht besonders dürfen ausgedruckt werden, weil sie durch ein nothwendiges Gesetz des Denkens und der Einbildungskraft herbeigezogen und mit gedacht werden müssen.

Wie sehr würde daher der Ausdruck ermatten, wenn die zwischen liegenden Ideen, welche ich hier bloß, um die Wirkung des Gleichnisses psychologisch zu entwickeln, angeführt habe, von dem Dichter selbst mit dargestellt wären, und von ihm selber noch die Ursache

angegeben wäre, warum er das Vergleichende mit dem Verglichnen verbindet.

Eine solche rechtfertigende Erklärung eines Gleichnisses findet man häufig bei schlechten oder mittelmäßigen Dichtern und Rednern.

Diese Erklärung ist allemal verwerflich: denn bedarf das Gleichniß einer Erklärung, um verstanden zu werden, so taugt es an sich nichts; bedarf es ihrer nicht, so ist die Erklärung sehr überflüssig, und die ganze Kraft des Ausdrucks, welche das Gleichniß bewirkte, wird wieder dadurch gehemmt und vernichtet.

Da sich nun Ulysses nackt und hülfesuchend aus seinem Lager von Blättern hervorarbeitet, um die Königstochter Nausikaa mit ihren Jungfrauen um Mittleid anzuflehen; so hüllt der Dichter die Noth und Armuth seines Helden in das folgende Gleichniß ein, wodurch er ihn selbst in dem hülflosesten Zustande noch fürchtbar erscheinen läßt:

der edle Odysseus
Brach mit der starken Faust sich aus dem dichten Gebüsche
Einen laubichten Zweig, des Mannes Blöße zu decken;

Gieng dann einher, wie ein Leu des Gebirgs, voll Kühnheit und Stärke,
Welcher durch Regen und Sturm hinwandelt; die Augen im Haupte
Brennen ihm; furchtbar geht er zu Rindern oder zu Schaafen,
Oder zu flüchtigen Hirschen des Waldes; ihn spornt der Hunger
Selbst in verschloßne Höf', ein kleines Vieh zu erhaschen:
Also gieng der Held, in den Kreis schön' lockigter Jungfrauen
Sich zu mischen, so nackend er war — ihn spornte die Noth an.
Furchtbar erschien er den Mädchen, vom Schlamm des Meeres besudelt;
Hierhin und dorthin entflohn sie, und bargen sich hinter die Hügel.

Armuth und Hülflosigkeit konnte die Dichtkunst nicht besser, als durch dieß schöne Bild bekleiden. Bei dem Löwen, den der Hunger zum Raube anspornt, erscheint selbst die Noth mit Kühnheit und Stärke in furchtbarer Majestät umgeben. —

Er wandelt durch Regen und Sturm hin —
Die Augen im Haupte brennen ihm —

So können den Held die Schläge des Schicksals nicht niederbeugen. — Er kämpfte um sein Leben mit Sturm und Ungewitter, und da er es zur Beute davon trug, war er dennoch nackend und hülflos und in Gefahr, ein Raub des Elendes zu werden — darum scheuet er nichts, um seinem widrigen Schicksal sich entgegen zu stämmen. —

Wie hebt und veredelt sich nun durch das Gleichniß die Vorstellung von dem nackenden schiffbrüchigen Mann, der vom Schlamm des Meeres bedeckt, um Mitleid und Hülfe flehet!

So wie
— der Leu' des Gebirges voll Kühnheit und Stärke
Durch Regen und Sturm hinwandelt —
— furchtbar zu Rindern oder zu Schafen
Oder zu flüchtigen Hirschen des Waldes geht,
Also ging der Held in den Kreis schön' lockigter Jungfrauen
Sich zu mischen —

Wie mildert sich durch diesen letztern Zusatz selbst das Gleichniß wieder!

Die Mädchen fliehen, gleich den aufgescheuchten Rehen, und verbergen sich hinter die Hügel — weil ihnen Ulysses vom Schlamm des Meeres bedeckt, furchtbar erscheint — Aber es ist nur der Anschein von Furchtbarkeit, ohne die Schädlichkeit — Von dem Gleichniß haftet gerade nur so viel als nöthig ist, um die Vorstellung von der Hülflosigkeit zu überkleiden.

Der Begriff von der Hülflosigkeit wird durch das Gleichniß veredelt, und wechselseitig wird das Gleichniß wieder durch den Begriff von der Hülflosigkeit gemildert — die Begriffe spielen gleichsam durch einander, und das Bild und die Sache klären sich einander auf.

Ohne dieß schöne Gleichniß würde der Dichter schwerlich vermieden haben, seinen Held in einem halb lächerlichen Lichte erscheinen zu lassen, indem die jungen Mädchen vor einem nackenden, mit Schlamm bedeckten Menschen, wie vor einem Ungeheuer, fliehen — durch das Bild aber wird ihre Flucht reizend, ohne

daß der Gegenstand ihrer Furcht verächtlich wird. —

Hätte nun der Dichter die innere Seelenstärke seines Helden, womit er allen Stürmen des Schicksals Troß bietet, mit dem eigentlichen Ausdrucke noch so stark zu schildern gesucht, so würde doch alles, was er von dem Muth und der Standhaftigkeit desselben gesagt hätte, nicht die lebhafte Idee erweckt haben, welche hier durch das Bild hervorgebracht wird.

Denn die Weißheit des Menschen zusammengenommen mit dem Muth und der Stärke des Löwen, giebt eine größere Fülle des Gedanken, als die Begriffe von Muth und innerer Seelenstärke, in so fern beide ein Resultat der menschlichen Weißheit sind, an und für sich gewähren können.

Ueberhaupt sind die physischen Begriffe lebhafter als die moralischen, und die Sprache muß sie zusammen nehmen, wenn sie die Gedanken und Empfindungen, die in der Seele schlummern, mit dem Ausdruck erschöpfen will.

Man muß also das Gleichniß nicht als eine Zierde oder Verschönerung betrachten, die man

irgendwo absichtlich anzubringen sucht; sondern es muß sich von selber aus dem Bedürfniß des Ausdrucks bilden, der zu dem, was er sagen will, schlechterdings ein Bild nöthig hat, an welches sich auf einmal eine Menge Ideen knüpfen, die, wenn sie einzeln und nach einander aufgezählt werden sollten, schon durch ihre Vereinzelung ihre bedeutende Kraft verlieren würden.

Ein auffallendes Beispiel von einem ganz mißrathenen Gleichnisse findet sich in einem neuern Schriftsteller, der die majestätischen Säulen in der Vorhalle des Pantheons in Rom, mit Baumstämmen vergleicht, die zu gleicher Zeit aus dem Boden entsprossen und aufgewachsen wären.

Das Gleichzeitige in dem Wachsthum der Bäume soll also auf die gleiche Höhe der Säulen deuten; welche doch bei der Betrachtung ihrer Schönheit nur sehr wenig in Betracht kommen kann; denn sie sind ja nur deßwegen gleich hoch, weil sie gerade dieselbe Decke tragen, und also einerlei Bestimmung haben; da aber die Schönheit dieser Säulen vorzüglich in dem wohlabgemessenen Verhältniß

ihrer Höhe zu ihrem Umfange besteht, wobei der Begriff vom zufälligen Wachsthum ganz hinwegfällt, so kann man sich nichts armseligers denken, als die Vergleichung dieser Säulen mit Baumstämmen. —

Umgekehrt würden Baumstämme die zufälligerweise einen schönen verhältnißmäßigen Wuchs, in Ansehung ihres Umfanges und ihrer Höhe, von der Natur erhalten hätten, durch die Vergleichung mit der emporstrebenden Säule erhoben werden können, wenn nicht der Auswuchs von Aesten und Zweigen das Bild wieder vernichtete.

Die Vorstellung einer Reihe von Säulen aber kann wahrlich nicht dadurch erhoben werden, wenn man sie mit einer Reihe Baumstämme vergleicht, die von einerlei Alter sind.

Die Säule selber ist gewissermaßen ein Bild vom Baume, dessen Stamm, durch die Kunst bearbeitet, statt Aesten und Zweigen, das auf ihm ruhende Gebälke trägt; der Baum aber kann nicht wieder zum Bilde der Säule dienen.

Ein anderes ist es, wenn ich sage: ein Wald von Säulen; hier drückt Wald

nur die Menge der in dichten Reihen stehenden Säulen aus, ohne daß die einzelnen Bäume, als Bäume, damit verglichen würden. —

Man überträgt von dem Gleichniß nicht mehr, als nöthig ist, um den Begriff, den man ausdrücken will, gehörig aufzuklären; das übrige läßt man gleichsam im Hintergrunde der Einbildungskraft stehen, und begnügt sich, wenn es nur dem Hauptbegriffe nicht widerspricht.

Wer aber eine Reihe Säulen mit Baumstämmen vergleicht, bei dem sieht man offenbar, daß es ihm nur darum zu thun ist, ein Gleichniß anzubringen, um durch ein so wie seinem Ausdruck eine besondere Zierde zu geben. Denn aus dem Bedürfniß, seine Empfindungen auszudrücken, kann diese Vergleichung nicht entstanden seyn, weil sonst der Beschreiber an den Säulen nichts so schön und bewundernswürdig müßte gefunden haben, als daß sie von gleicher Höhe sind, und alle aufrecht stehen.

Zehnte Vorlesung.

Fortsetzung der Entwickelung und Berichtigung des Begriffs vom Gleichniß — wie bei dem Gleichniß der eine Begriff den andern gleichsam beseelt und Leben einhaucht — Beispiele aus Kleists Frühling — aus einer neuern Reisebeschreibung — aus Göthens Schriften — aus Geßners Idyllen. —

Das Gleichniß und die Sache müssen wie Seele und Körper sich zusammen finden; das eine muß dem andern Leben einhauchen; der geistige Begriff muß mit dem physischen überkleidet, und dieser durch den geistigen beseelt werden.

So werden die tobenden Leidenschaften mit den Stürmen verglichen, die das Meer aufregen; aber man vergleicht nicht umgekehrt die Stürme mit den Leidenschaften.

Ein aufgebrachtes Volk wird mit dem tobenden Meere verglichen; aber man vergleicht nicht umgekehrt das tobende Meer mit einem aufgebrachten Volke.

Es ist in diesen Beispielen der physische Begriff, welcher den moralischen überkleidet, und ihm gleichsam zum Körper dienet.

In dem folgenden Beispiele aus Kleists Frühlinge ist zwar der physische Begriff das Verglichne, und der moralische des Vergleichende:

— — Die Nachtviole läßt immer
Die stolzen Blumen den Duft verhauchen: sie schließet bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beschämen.
Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht wie die furchtsamen Helden,
Ein Kreis von Bewunderern spornt: die, tugendhaft, wegen der Tugend,
Im stillen Schatten verborgen, Gerüche der Gütigkeit ausstreuen. —

Aber hier wird auch das Gleichniß gewissermaßen umgekehrt — große Gemüther

werden nicht als ein Bildniß von dem Veilchen, sondern das Veilchen, als ein Bildniß großer Gemüther dargestellt, und das physische, von dem hier die Rede ist, wird also nicht eigentlich verglichen, sondern vielmehr selbst zum Gleichniß von dem Moralischen umgebildet, wodurch diese Schilderungen aus der physischen Welt gleichsam beseelt werden.

Von eben der Art ist das folgende Bild in Dupaty's Briefen über Italien, wenn er von den Säulen spricht, welche die Vorhalle des Pantheons bilden:

„Ich finde etwas Belebtes an ihnen, das „mich sonderbar täuscht; einen zierlichen „Wuchs, eine edle Höhe, und ein majestäti„sches Haupt, um welches der Akanth seine so „prächtigen und so biegsamen Blätter zu einer „Krone geschlungen hat. Wie die Krone der „Könige dient auch diese, das erhabne Haupt, „auf welchem sie prangt, zu schmücken, und „die ungeheure Last, die es beschwert, zu ver„bergen.“ —

Hier ist ebenfalls der moralische Begriff nicht sowohl des Vergleichende als vielmehr selbst des Verglichne; und die Säule mit

ihrer Krone, wovon eigentlich die Rede ist, wird zum Bildniß der Königswürde, wovon nicht die Rede ist, sondern von der die Vorstellung hier nur, um den körperlichen Begriff zu beseelen, herbeigebracht ist.

Das Bild ist treffend: die Krone schmückt, und verbirgt die ungeheure Last, die das erhabne Haupt beschwert — gerade das korinthische Säulenkapitäl, wo unter dem Gebälke sich die zarten Stengel in sich selber biegen, vollendet das Ansehen von Leichtigkeit, womit diese Säule, bei ihrem schlanken Wuchse, der auf ihr ruhenden Last entgegen zu streben scheint.

Bei dem vorher angeführten Gleichnisse, wo diese Säulen mit Baumstämmen verglichen wurden, konnte unmöglich der eine Begriff den andern beseelen und Leben einhauchen; denn sie lagen viel zu nahe an einander, als daß auf einmal zwei Gedankenregionen in der Seele dadurch hätten in Bewegung gesetzt werden können, worin doch eben die Kraft und Wirkung von dem Gleichniß liegt.

Wenn der physische Begriff das Ganze umfaßt, so hebt er sich über den moralischen empor, der ihm zum Gleichniß dient, wie in

dem folgenden Beispiele, aus dem schon angeführten Gemählde von Göthe:

„Wenn Erd' und Himmel ganz in meiner „Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten.“ —

Hier wird durch das Bild dem Unermeßlichen ein bestimmter Umfang gegeben, wodurch es zu einem Gegenstande des Anschauens und der Empfindung wird. — Das Bild wird hier selber zum Gedanken, der durch dasselbe erst seine Vollendung erhält. —

Das erhabne Gefühl, womit der Geist des Menschen die große Natur umfaßt, konnte nicht inniger und lebhafter bezeichnet werden, als durch die Vergleichung mit jener Empfindung, welche durch die geliebten Züge eines menschlichen Antlitzes in der Seele hervorgebracht wird.

Dieß Gefühl konnte gewiß nicht schöner ausgesprochen werden, als durch die Zusammenstellung dieses großen Ganzen der Natur, mit der zarten Bildung des Antlitzes, worin es sich verjüngt, und aus den sanften Zügen uns vertraulich entgegen lächelt. —

Unter die Ausnahmen, wo das Gleichniß umgekehrt ist, und eben deswegen eine ganz besondere Wirkung auf die Seele macht, gehört auch die folgende Stelle von Göthe:

„Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an „den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne „über ihn her den Nebel durchbricht und den „stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte „Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden sich „zu mir herschlängelt, o wenn da diese herrli„che Natur so starr vor mir steht, wie ein „lakirt Bildchen — —"

Sonst vergleicht man das Bild mit der Natur, indem man die Gegenstände durch den Ausdruck belebt, und z. B. sagt: der Fluß rauscht auf dem Gemählde, die Berge dämmern in der Ferne. —

Hier ist die Natur selbst mit dem Bilde verglichen, um dem zu großen Ganzen, das die Einbildungskraft gern umfassen will, einen kleinen und besondern Umfang zu geben, und den mahlerischen Eindruck davon durch einen zusammenfassenden Ausdruck zu bezeichnen.

Durch dieß Gleichniß ist der sinnliche Eindruck von der umgebenden Welt bis zu dem Bilde auf dem Netzhäutchen zurück geführt, und aus der innersten Imagination durch den treffendsten Ausdruck wieder dargestellt.

Welche sanfte Ruhe athmet die folgende Schilderung eines Greises in Geßners Schäfergedichten:

„Ein Greis war Menalkas; achtzig Jahre
„waren schon über sein Haupt hingeflogen;
„silbern war sein Haar auf seiner Scheitel, und
„um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen
„wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach
„den Arbeiten eines schönen Sommertages ver=
„gnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den
„Göttern dankt, und so den stillen Schlaf er=
„wartet, so waren seine übrigen Tage den Göt=
„tern heilig; denn er hatte gearbeitet und Gu=
„tes gethan, und erwartete gelassen und froh
„den Schlummer im Grabe.“

Das Gleichniß ist hier von der minder lebhaften Art, weil das Verglichne und das Vergleichende zu nahe zusammen liegt, als daß Ideen aus ganz verschiednen Regionen dadurch auf einmal rege gemacht würden.

Der, welcher nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, u. s. w. könnte ja auch der Greis selber seyn, von dem die Rede ist, wenn nicht gleich darauf gesagt würde, daß seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig waren.

Die Vergleichung erhält nur dadurch ihr Interesse, daß die ruhigen Tage des Alters mit der Kühle des Abends verglichen werden; denn der Begriff von der Ruhe nach der Arbeit wird durch das Gleichniß im Grunde nicht gehoben, weil das Vergleichende und das Verglichne diesen Begriff mit einander gemein haben. Der Unterschied liegt nur darin, daß dort von einem einzelnen Tage, und hier vom ganzen Leben die Rede ist.

Ferner liegt das Interesse des Gleichnisses in der Zusammenstellnng der Begriffe vom Schlaf, nach welchem sich der ermüdete Arbeiter sehnt, und dem Schlummer im Grabe, welchen gelassen und froh der Greis erwartet.

Die Vergleichung des Greises mit einem ermüdeten Arbeiter aber ist der schwächste Theil des Gleichnisses, weil die Begriffe zu nahe zu-

sammen liegen, und der Greis auch im eigentlichen Sinne, als ein ermüdeter und ausruhender Arbeiter zu betrachten ist.

Weil aber der ganze Ausdruck hier Stille und Ruhe athmen soll, so scheint auch der Dichter absichtlich eines von den minder lebhaften Gleichnissen gewählt zu haben, damit der Eindruck des Ganzen harmonisch sey.

Die bildlichen Ausdrücke in dieser Darstellung berühren auch nur gleichsam die Oberfläche der Einbildungskraft,

„achtzig Jahre waren über sein Haupt
„hingeflogen" —
„silbern war sein Haar auf seiner
„Scheitel und auf seinem Kinn" —
„gelassen und froh erwartete er den
„Schlummer im Grabe." —

Dieß sind alles keine neuen und schimmernden Bilder, die auf die Seele, im Verhältniß gegen das Uebrige, einen zu starken Eindruck machten; sondern sie sind alle zu der sanften Wirkung, die sie auf die Seele thun, übereinstimmend; die Töne sind gleichsam gedämpft, so daß kein einziger vor den übrigen etwa zu

laut wird, und eine zu lebhafte Erschütterung bewirkt.

Die Bilder fügen sich leicht und ohne Mühe zusammen:

„ein Greis war Menalkas“

Durch diesen Anfang wird das Bild von dem schneeweißen Haupte erweckt, und vorbereitet, und schon steigt auch dieß Bild empor

„achtzig Jahre waren über sein Haupt „hingeflogen“

Sein graues Haar war also die Spur, die sie zurückließen —

Weiß und glänzend verwandelt sich in den Begriff von silbern — dasjenige was in der Wirklichkeit ein Hinwelken und ein Mangel ist, wird in der Einbildungskraft und Darstellung zu Fülle und Reichthum; das graue Haar wird ein Schmuck der ehrenvollen Scheitel, und erhält einen kostbaren Werth, indem es die Vollendung eines schönen Lebens bezeichnet.

Der physische Begriff von der edlen Masse verwebt sich hier mit dem moralischen; und so wie in der wirklichen Welt das kostbare Metall

den Werth der Dinge bezeichnet, welcher vorzüglich in unsern Begriffen liegt, so bestimmt auch hier der Ausdruck silbern den Begriff von den Werth einer Sache, die physisch betrachtet, fast gar nichts ist — und nur im moralischen Sinne als Bezeichnung von so vielem, was man sich hinzudenkt, zu etwas kostbarem sich verwandelt —

silbern war sein Haar auf seiner Scheitel „und um sein Kinn."

Gelb und glänzend veredelt die erhöhte Einbildungskraft in Gold, um den Begriff des Haares auch in der Masse zu veredeln — wie in der folgenden Stelle aus eben der Idylle, woraus das vorhin angeführte Beispiel genommen ist:

„Einst saß er (Menalkas) so im Vorhaus „an der Sonne, und Alexis, sein Enkel, stund „allein bei ihm. Ein schöner Jüngling, jetzt „hatte er dreizehn Frühlinge gesehen; der ju„gendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf „seinen Wangen, und in goldnen Locken „wallte sein Haar." —

Die Dichtkunst theilet hier durch wohlgewählte Bilder dem Greisen und dem Knaben-

alter, jedem seine besondern Reize zu; das Alter erscheint nicht minder liebenswürdig als die Jugend, und durch die glückliche Verwebung physischer und moralischer Begriffe, durch Bild und Gleichniß, werden wechselseitig die Lücken ausgefüllt, welche die Wirklichkeit bemerken läßt, die aber in der schönen Darstellung verschwinden, wenn das in der Natur getrennte sich wieder zusammen findet, und in der Einbildungskraft ein reizendes vollendetes Ganze wird. —

Eilfte Vorlesung.

Von demjenigen, was man die höhere Schreibart nennt — wie dieser Begriff mißverstanden wird — von der Sparsamkeit in dem Gebrauch vielsagender Ausdrücke — vom Unterschiede des Ausdrucks, in so fern er mehr das Geistige oder Physische von einem und demselben Begriff bezeichnet.

Der Begriff von einer **höhern Schreibart**, abgesondert von dem Begriff der höhern Vorstellungsart, wovon sie nur eine **Folge** seyn soll, ist höchst ungereimt.

Die Sprache soll mit ihrem Gegenstande sinken oder sich erheben; und es giebt daher, an und für sich betrachtet, gar keine höhere oder niedere Schreibart. Auch ist nichts lächerlicher,

als in der höhern oder niedern Schreibart sich absichtlich üben zu wollen, indem es ja vorher drauf ankömmt, zu welcher Vorstellungsart von den Dingen man die meiste Fähigkeit oder Anlage besitzet, die man sich nicht selber geben kann, und aus und nach welcher doch allein die Schreibart sich bilden muß.

In den Lehrbüchern über den Styl aber scheint die Vorstellung zu herrschen, als ob eine jede Art des Styls in eines jeden Gewalt wäre, und durch Regeln füglich erlernt werden könnte, und als ob insbesondere derjenige, welcher über den Styl schreibt, von jeder Art des Ausdrucks selber vollkommen Herr und Meister wäre; da es doch schon zu den besondern Vorzügen des Geistes gerechnet wird, wenn einer nur in einer einzelnen Art nicht gewöhnliche Talente zeigt.

Der falschen Vorstellungsart, wo man das in dem Ausdruck sucht, was in der Sache liegt, kann nicht genug entgegen gearbeitet werden, weil der Nachtheil davon, in Ansehung der Verstimmung des menschlichen Denkens und Empfindens so groß ist, und eine unzählige

Menge mißlungener Geistesproducte nur daher ihren Ursprung haben.

Welch eine Menge geschmackloser Schriften voll Schwulst und Bombast, ist nicht bloß darch den falschen Begriff von einer sogenannten höhern Schreibart veranlaßt worden, wo man hochtrabende Ausdrücke zusammengestellt hat, und nun auch etwas Hohes und Erhabenes gesagt zu haben, sich fälschlich einbildet.

Und was das Schlimmste ist, so täuscht sich in diesem Fall nicht nur der Schriftsteller, sondern auch selbst der Leser, welcher durch eben diesen falschen Begriff verleitet, das Bedürfniß des Gedanken, den der Ausdruck bezeichnen soll, nach und nach verliert, und an dem leeren Wortgeklingel auf eine kindische Weise sich ergötzt.

Der erhabne Gedanke muß die Ausdrücke nach sich ziehen, und alle zusammen genommen im schönen Verhältniß nach sich bilden, so daß kein Mißlaut die Harmonie des Ganzen stört. —

Das Gefühl von der Würde und Erhabenheit des Gegenstandes wird jedes Wort zurück-

drängen, womit irgend ein unedler oder gemeiner Nebenbegriff verknüpft ist. —

Der Gedanke möchte sich für das Erstaunenswürdige, Seltnere uud Ungewöhnliche, auch gern eine neue Sprache bilden, wo durch die zu gemeinen und gewöhnlichen Ausdrücke, die man schon zu so vielen geringfügigen Sachen gebraucht hat, der erhabne Gegenstand, von dem man redet, gleichsam nicht entweihet würde.

Da nun aber eine ganz neue Sprache, die man sich zu diesem Endzweck bilden wollte, nicht verständlich seyn würde, so sucht man z. B. veraltete oder selten gewordene Ausdrücke, mit Fleiß wieder auf, um durch deren Einmischung den gewöhnlichen Ausdruck zu heben; oder man sucht durch Zusammenziehung und Verkürzung dem gemeinen Ausdruck gleichsam mehr Gedankenvolles und Bedeutendes zu geben, indem er mit weniger Lauten, als gewöhnlich ist, dieselben Begriffe bezeichnet, und dadurch in weniger Momenten, mehr Ideen, als man gewohnt ist, vor die Seele bringt.

So wie man nun aber zu dem Ausdruck des Seltnen und Ungewöhnlichen keine ganz neue Sprache bilden darf, um nicht unverständlich zu werden, so schreibt sich auch der Gebrauch ungewöhnlicher Wörter, und die Zusammenziehung und Verkürzung des gewöhnlichen Ausdrucks selber dadurch ihre Grenzen vor, daß unter dem Bestreben, ungewöhnliche Dinge auch nicht mit gemeinen Ausdrücken zu sagen, niemals die Verständlichkeit leiden müsse, welches bei manchen unsrer Dichter, die das Erhabne, was sie nicht empfinden, dennoch ausdrücken wollen, sehr oft der Fall ist.

Um dem Ausdruck des Erhabnen, seine Kraft nicht zu benehmen, kommt alles auf dessen Ersparung an; und nur, wem diese Ersparung Bedürfniß ist, hat wirklich etwas zu sagen; denn wer mit hohen Ausdrücken prahlend und verschwenderisch um sich wirft, dem kosten sie sicher keinen Aufwand an Empfindung und Gedanken, und wenn sie auf noch so mannichfaltige Weise zusammengesetzt werden, so stehen sie doch eben so unbenutzt und unbedeutend da, wie in einem Wörterbuche.

Freilich giebt es Ausdrücke, die nur für die höhere Vorstellungsart passen, und eine Art poetischer Worte, die den ganzen übrigen Zusammenhang der Rede gleichsam nach sich stimmen; so daß, wenn ich mich einmal eines solchen Ausdrucks bedient habe, nun auch das übrige, was ich noch sagen will, mit demselben harmonisch tönen muß.

Wo ich z. B. einmal gesagt habe, empor schauen, anstatt in die Höhe sehen, oder den Blick zur Erde senken, anstatt niedersehen; da darf ich nun nicht etwa fortfahren: er ließ den Kopf hängen, oder, er lief weg, sondern es muß in dem einmal angegebenen Tone fortgehen, er senkte sein Haupt darnieder, und er eilte hinweg, wenn anders der Ausdruck nicht absichtlich komisch werden soll.

Darin liegt nun aber eben der Fehler, daß man zum öftern durch ein solches poetisches Wort, als etwa emporschauen, dahinrauschen, u. s. w. seine Empfindung, zu dem, was man sagen will, erst zu stimmen sucht, indem man absichtlich etwas Schönes oder Erhabenes sagen will; da man sich hinge-

gen solcher Ausdrücke nie eher bedienen sollte, als wenn sie den Gedanken und der Empfindung erst zum eigentlichen Bedürfniß geworden sind, und die gewöhnlichern Ausdrücke nicht mehr zureichen.

Eben weil solche Wörter, als emporschauen, Wonnegefilde, und dergleichen, den ganzen übrigen Ausdruck nach sich stimmen, so muß man sie nicht eher brauchen, als bis eine solche Fülle und Uebermaaß an Empfindung und Gedanken vorhanden ist, wodurch ein solcher Ausdruck nothwendig gemacht wird; denn nichts ist ja lächerlicher, als nach erhabnen Ausdrücken streben, wenn man im Grunde nichts zu sagen hat.

Nun giebt es aber in unsrer Sprache für die höhere Vorstellungsart eine ziemliche Anzahl Benennungen, wodurch der feinere und abgezogene Begriff von einer Sache bezeichnet wird, die außerdem noch einen andern gewöhnlichen Nahmen hat, der mehr das Physische oder Körperliche in dem Begriffe ausdrückt.

Wenn es z. B. in einer poetischen Darstellung hieße: der magre Tod, anstatt der hagre Tod, so findet man das Unpassende

und Unedle in dem Ausdruck; mager drückt den eigentlich physischen Theil des Begriffes aus; man denkt sich darunter im eigentlichen Sinne das Gegentheil von fett.

In dem Worte hager wird der Begriff von seinem Körper oder von seinen physischen Bestandtheilen gleichsam entblößt; Es bleibt nur die allgemeine, geistige Idee zurück; drum kann ich auch sagen, ein hageres Gerippe, aber nicht ein mageres Gerippe, weil mit mager der Begriff von Fleisch unzertrennlich verknüpft ist.

Ein hagerer Greis giebt gar kein unedles Bild; die Hagerkeit und das Alter passen sich zusammen, und machen eben so wenig eine widrige oder unnatürliche Erscheinung, wie im Winter der entblätterte Baum.

Aber dann muß dieser physische Begriff auch gleichsam nnr angedeutet, oder leise bezeichnet werden, welches durch den Ausdruck hager geschieht; da es hingegen ein sehr niedriges Bild geben würde, wenn man sagen wollte, ein magerer Greis, weil mager den physischen Begriff zu grob bezeichnet, und man sich nur einen alten Mann darunter

denkt, der ganz vom Fleisch gefallen ist.

Will man hingegen das Physische absichtlich bezeichnen, so würde der Ausdruck hager wieder unrecht angebracht seyn, als wenn man z. B. sagen wollte: eine hagere Kuh, anstatt eine magere Kuh; denn in diesem Fall ist nur von dem Mangel am Fleisch hauptsächlich die Rede; da hingegen der Ausdruck hager die Magerkeit gleichsam nur in so fern bezeichnet, als sie in die Augen fällt, und dadurch ein Bild in der Seele hervorgebracht wird.

Eben so sind die Wörter Kopf und Haupt unterschieden; der Ausdruck Haupt bezeichnet den Kopf als den obersten oder erhabensten Theil des Körpers; Kopf bezeichnet diesen Theil in seinem eigentlichen körperlichen Umfange.

Der Ausdruck Kopf würde daher unedel seyn, wenn vom geistigen die Rede ist, und es würde sonderbar klingen, wenn man sagen wollte:

Der Lorber, welcher seinen Kopf umkränzt,

anstatt:

anstatt:

Der Lorber, welcher sein Haupt umkränzt.

Denn hier ist ja von keiner physischen Bedeckung des Kopfs die Rede, sondern von einer symbolischen Umkränzung, die selber auf etwas Geistiges, auf die Begriffe von Ruhm und Ehre deutet.

Eben so lächerlich würde es aber auch klingen, wenn man sagen wollte: den Hut aufs Haupt setzen, anstatt den Hut auf den Kopf setzen, in so fern von der bloßen Bedeckung des Kopfes die Rede ist; da man hingegen sagt, die Krone aufs Haupt, und nicht auf den Kopf setzen, weil man hier nicht an die Bedeckung, sondern an Hoheit und Würde denkt.

Man sagt, den Kopf abhauen, und nicht das Haupt abhauen, weil der Begriff hier ganz physisch ist. — Man sagt aber auch, ein Schwerdtschlag trennte das Haupt vom Körper; weil der gröbere körperliche Begriff des Abhauens sich hier in den feinern und geistigern Begriff des Trennens verwandelt hat, so konnte auch Kopf

in Haupt verwandelt werden, und der ganze Ausdruck verwandelt sich gleichmäßig. —

Wie lächerlich würde es klingen, zu sagen, wenn von Königen die Rede ist, die gekrönten Köpfe, anstatt die gekrönten Häupter; wenn aber in Schakespears Makbeth aus dem Zauberkessel der gekrönte Kopf eines Kindes emporsteigt, so hat der Ausdruck Kopf nichts Anstößiges, weil hier von einem Kopfe, nicht in der erhabnen geistigen Bedeutung, sondern im eigentlichen Sinne die Rede ist.

Daß das Haupt immer den höhern geistigern Begriff bezeichnet, sieht man auch schon aus der Zusammenstellung; weil es sehr sonderbar klingen würde, wenn man z. B. Kopfmann statt Hauptmann, Kopfsache für Hauptsache sagen wollte; und Hauptweh für Kopfweh würde eben so lächerlich klingen, weil hier wieder nur vom physischen die Rede ist.

Wir wollen in einem Beispiele die Stufenleiter der Empfindung durch den Ausdruck durchzuführen versuchen, wir sagen:

Felder,
Gefilde,

selige Gefilde,
Wonnegefilde,
Elysische Gefilde.

Wenn diese Ausdrücke etwas sagen sollen, so muß bei einem jeden derselben die Einbildungskraft und Empfindung um einen Grad höher hinauf gestimmt seyn.

Durch den Ausdruck Gefilde, wird der Begriff von Feldern, die einzeln und zerstreut liegen, in eine einzige Vorstellung zusammen gefaßt, wodurch sich eben das Bild verschönert.

Gefilde ist daher an sich schon ein poetisches Wort; es bezeichnet gleichsam einen feinen abgezogenen Begriff des Feldes, wenn es z. B. heißt:

Die Felder sind nun alle leer
Die Scheuren alle voll,

So denkt man sich unter Felder, die eigentlichen einzelnen Abtheilungen des Bodens, auf welchen das Korn wächst; unter Gefilde hingegen stellt man sich ein Ganzes einer Gegend vor, wo der Begriff von Ackerfeld untergeordnet ist, und das Angenehme

einer bebauten fruchtbaren Gegend allein in der Einbildungskraft zurück bleibt.

Darum lassen sich nun auch mit Gefilde die feinen geistigen Begriffe selig, Wonne, Elysisch, u. s. w. verbinden; da es hingegen sonderbar klingen würde, wenn man sagen wollte:

selige Felder,
Wonnefelder,
Elysische Felder,

Weil der Begriff, den wir mit Feldern verknüpfen, für jene feinen und geistigen Vorstellungen gleichsam zu wenig abgezogen, oder zu grob und körperlich ist, indem sich zu viele Nebenbegriffe von Ackerbau, Ackertheilung, u. s. w. unzertrennlich damit verknüpfen.

Durch die Ausdrücke selige Gefilde, Wonnegefilde, u. s. w. wird etwas mehr als irrdisches bezeichnet, das der Einbildungskraft vorschwebt, die sich in Scenen hinträumt, die sie nie in der Wirklichkeit findet — da nun aber diese Scenen alles wirkliche, was man sieht, übertreffen sollen, so müssen auch die Empfindungen dabei alles, was man gewöhn-

lich empfindet, weit übertreffen, und alles übrige, was daher zu solchen Ausdrücken, wie Wonnegefilde und ähnlichen passen soll, muß von ganz unbeschreiblicher Schönheit seyn, weil die Wirklichkeit gleichsam nicht zureicht, um die Einbildungskraft zu füllen, und dem Uebermaß von Empfindung Gnüge zu thun — Da dieß nun bei so wenigen Sterblichen der Fall ist, so erhellet daraus, was für ein trauriger Mißbrauch von dergleichen Ausdrücken gemacht wird.

Zwölfte Vorlesung.

Wie die deutsche Sprache insbesondere zu den Ausdrücken der höhern Vorstellungsart sich allein in sich selber bildet, und das Fremdartige nicht duldet, zu dessen Aufnahme sie hingegen immer geschmeidiger wird, je mehr die Vorstellungsart bis zum Niedrigkomischen herabsteigt.

Unsere Sprache hat mit fremden Einrichtungen, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen auch eine große Anzahl fremder Wörter aufgenommen, die bei ihr gewissermaßen das Bürgerrecht erhalten haben; allein es ist merkwürdig, daß diese sonst üblichen Wörter dennoch für die höhere oder poetische Vorstellungsart größtentheils erst durch die Verdeutschung anpassend gemacht werden, als Heer oder

Kriegsheer für Armee, Krieger für Soldat, u. s. w.

Man kann sagen, je mehr die Würde des Gegenstandes zunimmt, desto mehr nimmt die Freiheit im Ausdruck ab; und vorzüglich scheint dieß der deutschen Sprache eigenthümlich zu seyn, welche sich vom ausgelassensten Komischen bis zum strengsten Ernst verhältnißmäßig in immer geringerem Grade z. B. den Gebrauch aus fremden Sprachen entlehnter Wörter verstattet.

Die erhabenste menschliche Rede ist diejenige welche von göttlichen Dingen handelt, und den Geist von der Erde zum Himmel emporheben soll; es ist der Vortrag der Religionswahrheiten, welcher mit dem höchsten Grade von Ernst und Würde verknüpft seyn soll, und gerade dieser ist auch in unserer Sprache der höchste Probierstein des edlern und unedlern Ausdrucks.

Um ein Wort unsrer Sprache in Ansehung seiner Reinheit und Würde auf das strengste zu prüfen, darf man nur den Versuch machen, ob man sich desselben bei dem Vortrage heiliger Wahrheiten bedienen darf oder nicht? und wenn

er da die Probe hält, so ist er auch gewiß brauchbar, um irgend eine höhere poetische Vorstellungsart zu bezeichnen.

Nach diesem Probierstein finden wir nun, daß der Ausdruck des Erhabensten, in unsrer Sprache, gar keine aus fremden Sprachen entlehnten Wörter duldet. — Wer würde es z. B. wagen, sich solcher Wörter, als Interesse, Räsonnement, konsequent, Hypothese, u. s. w. die doch sonst schon in unserer Sprache aufgenommen sind, bei dem feyerlichen Vortrage der Religionswahrheiten zu bedienen? — Man wird einwerfen, daß vielleicht bloß die allgemeine Verständlichkeit, welche hier immer der Hauptzweck ist, die Vermeidung aller solcher Ausdrücke erfordere; allein würde man es denn wohl wagen, sich z. B. solcher Wörter, als Armee, Sekretär, Proviant, u. s. w. die doch gewiß allgemein verständlich sind, bei dem religiösen Vortrage zu bedienen? Und ist es also nicht die höchste Reinheit unsrer Sprache selber, wodurch sie erst in ihrer eigentlichen angestammten Würde, und in ihrem unbeflecktesten Glanze erscheint? —

So wie nun unsere Sprache von dem höchsten Ernst, womit sie von göttlichen Dingen redet, bis zu dem niedrigsten Possenspiel herabsteigt, wird sie immer unbeschränkter in dem Gebrauch des Fremden, und darf sogar das Fehlerhafte in der Sprache selber, als eine der niedrigsten Arten des Komischen, mit in sich aufnehmen, wie es z. B. von dem Nachtwächter im Wandsbecker Boten heißt:

Und nun war das sein Methodus
Er that das Horn aufs Maul und bluß,
Und dann pflegt er zu sagen,
Das Klock hat zehn geschlagen', u. s. w.

Das Wort Armee aber z. B., welches doch einmal das Bürgerrecht in unsrer Sprache erhalten hat, verträgt sich demohngeachtet in derselben nicht mit der höhern oder poetischen Vorstellungsart, wo das deutsche Wort Kriegsheer oder Heer allein der Würde des ganzen Gedankenzusammenhanges angemessen ist.

Wie würde es z. B. klingen, wenn man sagen wollte, die Armee der Israeliten, oder im Poetischen, die Armee der Trojaner oder der Griechen, anstatt das

Heer der Trojaner oder der Griechen! da man doch sonst gewohnt ist, zu sagen, die Preußische, die Russische Armee, u. s. w.

Heer, Kriegsheer, ist der allgemeine Begriff, der auf alle Völker und Zeiten paßt; bei Armee denkt man sich schon das ganze Detail der neuern Zeiten, neues Kostüm, und eine Menge specieller Einrichtungen mit, wodurch der Begriff von seiner Größe und Allgemeinheit verliert, und eben deswegen mit der höhern oder poetischen Vorstellungsart nicht zusammenpassen will.

Wir brauchen im Grunde keinen einzigen fremden Ausdruck, der einmal in unsere Sprache aufgenommen ist, ganz zu verstoßen; denn mit der komischen und humoristischen Vorstellungsart paßt im Grunde alles zusammen, und sie weiß alles, sogar bis auf die Sprachfehler zu benutzen; nur müssen wir darauf bedacht seyn, daß wir statt der entlehnten, auch ächte deutsche Ausdrücke in Bereitschaft haben, so bald die Sprache sich wieder heben, und Ernst und Würde behaupten soll.

Der überlegte oder vorher bedachte Ausdruck des Rührenden und Erhabenen erfordert

im Deutschen die höchste Sprachreinigkeit. Da hingegen ein Ausdruck, der ganz von den Regeln der Sprachreinigkeit abweicht, dennoch rührend und erhaben seyn kann, in so fern er bloß die Gesinnung des Redenden bezeichnet, und bei diesem vorausgesetzt werden kann, daß er nicht Muße oder Fähigkeit gehabt habe, auf den Ausdruck seine Aufmerksamkeit zu richten.

Um eine Sache zu erklären und deutlich zu machen, ist die Freiheit der Sprache unbegrenzt, in so fern nehmlich das Erklären selbst die Hauptsache ist, und dasjenige, was zu diesem Zweck gesagt wird, bloß als Mittel betrachtet werden soll.

Denn in dieser Rücksicht kömmt nun auf das Gesagte gar nichts weiter an, sobald nur der Begriff, welchen man erwecken will, einmal dadurch hervorgebracht ist; wie dieß bei dem mündlichen Unterricht wirklich der Fall ist.

Sobald aber ein und eben derselbe Begriff durch eben dieselben Ausdrücke öfter wieder erweckt werden soll, wie es beim schriftlichen Unterricht der Fall ist; so ist auch die Sprache schon beschränkter, und es ist eine strengere Auswahl nöthig, weil der Ausdruck

nun bleibend geworden ist, und für sich eine Art von Selbstständigkeit erhalten hat.

Demohngeachtet findet auch hier noch eine große Freiheit im Ausdruck statt, weil man sich alles erlauben kann, was dazu dienet, um den Begriff in sein gehöriges Licht zu stellen. Nur müssen zugleich die Ausdrücke, welche erklären sollen, auch selber wieder gehörig erklärt werden, wenn sie sonst nicht schon üblich und allgemein verstanden sind.

Der unterrichtende Vortrag ist daher gerade derjenige, durch welchen unsere Sprache am füglichsten bereichert werden könnte, wenn man die bedeutendsten Provinzialismen, veralteten Ausdrücke, u. s. w. welche der Wiederaufnahme werth sind, nach und nach mit ihren Erklärungen und Umschreibungen, diesen Vorträgen einwebte, ihren Nutzen zur Bestimmung der Begriffe deutlich einleuchtend, und den Leser unvermerkt damit vertraut machte.

Nur versteht sich, daß derjenige, welche sich einer solchen Sprachbereicherung unterzieht, von dem ganzen schon vorhandenen Reichthum aller üblichen und allgemein verstandenen Ausdrücke eine vollständige Uebersicht, und diesel-

den hinlänglich in seiner Gewalt haben müsse, um nicht ohne Noth oder Bedürfniß zu solchen Ausdrücken seine Zuflucht zu nehmen, die selbst erst wieder erklärt und in Umlauf gebracht werden müssen.

Es kann nicht oft genug erinnert werden, daß die Sprache bloß durch das Bedürfniß, seine Gedanken und Empfindungen auszudrücken, ihren Werth erhält, und daß selbst auch die Aufnahme und Erklärung nicht üblicher Wörter, eine feine Unterscheidungskraft voraussetzt, die noch weiter geht als alles dasjenige, was man in der gewöhnlichen oder üblichen Sprache gelesen oder gehört hat; und da nun schon viel dazu erfordert wird, um alle diejenigen feinen Unterschiede mit dem Verstande zu fassen, die in der üblichen Sprache schon bestimmt sind, so kann jenes Bedürfniß so oft nicht eintreten, wenn der Ideenkreis nicht schon einen mehr als gewöhnlichen Umfang hat.

Weil es aber angenehm ist und Beifall verschafft, so möchte mancher gern etwas Ungemeines und Ungewöhnliches sagen, ohne vorher etwas Ungemeines gedacht zu haben, und

stellt sich daher, als ob er zu ungewöhnlichen Ausdrücken seine Zuflucht zu nehmen genöthigt werde, um den tiefen Fond seiner Gedanken zu erschöpfen.

Nichts ist lächerlicher, als eine solche Affektation, und doch ist nichts häufiger, weil die meisten Menschen, natürlicher Weise, gemein und alltäglich denken, und dennoch viele unter ihnen aus bloßer Nachahmungssucht gern etwas Besonderes sich Auszeichnendes sagen möchten.

Doch ich komme auf den Punkt von der Reinigkeit des Ausdrucks zurück, um über diesen schwierigen Gegenstand, wo möglich, etwas allgemeingeltendes zu bestimmen.

Wer das Sieb zu stark schüttelt, ist in Gefahr mit der Spreu die Körner zu verstreuen; und wer die Sprache zu sehr säubern will, wird ihr am Ende Kraft und Nachdruck rauben. — Denn man erwägt hiebei nicht, daß durch die Säubrung der Sprache von allen Provinzialismen, und fremden oder veralteten Ausdrücken zugleich die Nüancirung oder Zusammenfassung von Begriffen verlohren geht,

welche eben durch diese Ausdrucke bezeichnet werden.

So wie es nehmlich, im strengsten Sinne, keine ganz gleichbedeutenden Wörter in einer und derselben Sprache giebt, so kann man auch gewissermaßen behaupten, daß die Benennungen einer und derselben Sache, in mehrern Sprachen, nicht ganz gleichbedeutend sind.

Der Deutsche z. B. benennt das Geld von seiner Gültigkeit oder innerm Werthe; der Engländer vom Gepräge (money); der Franzose von der Masse (argent); der alte Römer pecunia, von dem Vieh, worin der erste Reichthum bestand, und das man auf die ältesten Münzen prägte.

Der Deutsche benennt die Uhr von der Stnnde (hora), der Franzose von dem Stundenzeiger (montre), der Engländer bildlich (watch), von der Wachsamkeit des Wächters, der die Stunden zählt.

Man lernt daher mit jeder neuen Sprache nicht nur neue willkürliche Zeichen, sondern zugleich eine neue Vorstellungsart, wodurch die Gegenstände von mehrern Seiten er-

scheinen, und die ganze Ideenmasse bereichert wird.

Eben daher aber ist auch die Aufnahme fremder Ausdrücke in eine Sprache, so bald es auf eine genaue Entwickelung der Ideen ankömmt, oft unentbehrlich; und die Reinigkeit des Ausdrucks muß in diesem Falle der Deutlichkeit und Bestimmtheit nachstehen; obgleich auch dieses seine Grenzen hat, welches einige Beispiele am besten erläutern werden:

Nüance.

Dieser Ausdruck bezeichnet einen feinen Unterschied, bei einem fast unmerklichen Uebergange, womit der Begriff von der genauesten und sorgfältigsten Beobachtung unzertrennlich verknüpft ist.

Dieser Ausdruck ist durch keinen andern zu ersetzen; sage ich z. B. anstatt Nüancen, die feinen Unterschiede der Farben, so habe ich die unmerklichen Uebergänge noch nicht bezeichnet, und füge ich diesen Ausdruck hinzu, so habe ich doch die Genauigkeit der Beobachtung noch nicht angedeutet, die hierbei vorausgesetzt wird, und wovon das

Wort

Wort Nüance zugleich den Begriff mit in sich faßt.

Und nehme ich alle die angeführten Ausdrücke zusammen, um das Wort Nüance durch Umschreibung zu ersetzen, so wird durch eben diese Umschreibung der Begriff, welchen jenes Wort in wenige Laute zusammenfaßt, gleichsam zerstückt, und verliert dadurch so viel von seiner Lebhaftigkeit, daß er sich selber kaum ähnlich bleibt, und wenigstens in dem Zusammenhange, in welchen er gebracht wird, nun nicht mehr dieselbe Wirkung thut, weil die umschreibenden Worte an sich wieder so viele Nebenideen herbeiführen, daß der umschriebene Gedanke darunter erliegt, und die ganze Vorstellung matt und kraftlos wird.

Demohngeachtet ist Nüance kein Wort für die Empfindungssprache; denn es würde sich komisch ausnehmen, wenn in irgend einem Werke der ernsten oder zärtlichen Poesie von Nüancen die Rede seyn sollte.

Aber hier findet auch das Bedürfniß einer so bestimmten Bezeichnung des Begriffes nicht statt. Die Empfindungssprache deutet die Begriffe nur an, und bedarf daher der

genau bestimmenden und ihren Sinn ganz erschöpfenden Ausdrücke so nothwendig nicht, als die Sprache des Verstandes.

Daß aber das Wort Nüance, schon seines ausländischen Klanges wegen, nicht zur Empfindungssprache paßt, ist eben eine Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache, indem das aus fremden Sprachen aufgenommene, immer mit einem Begriff von Wissenschaft, Gelehrsamkeit, oder Weltton verknüpft ist, der sich mit der einfachen ungekünstelten Sprache der Empfindung, die noch keine hoch getriebene wissenschaftliche Kultur voraussetzt, nicht verträgt.

Bei der englischen Sprache z. B. ist dieß der Fall nicht, weil sie einmal so viel aus fremden Sprachen aufgenommen hat, daß die fremden Ausdrücke gar keinen Grad einer höhern wissenschaftlichen Kultur mehr voraussetzen, sondern von dem gemeinsten Menschen gebraucht und verstanden werden.

Interesse.

Das Wort Interesse bezeichnet eine so nahe Theilnehmung an etwas, daß man

darüber gewissermaßen sich selbst vergißt, und sich in den Gegenstand selbst verwebt fühlt.

Kein Wort in unserer Sprache bezeichnet diesen Begriff so ganz und einfach als das fremde Wort Interesse, welches in seiner Zusammensetzung nichts Ueberflüssiges und nichts Fehlendes hat, und eben dadurch so nachdrucksvoll und bedeutend wird. — Denn es ist gerade das Zwischen oder verwebt seyn an sich selber, welches unmittelbar dadurch ausgedruckt wird.

Wenn ich also z. B. sage: Dieser Roman gewinnt für mich Interesse — was heißt das anders, als, ich fühle mich in das Schicksal der Personen verwebt, ich bin gleichsam zwischen ihnen, als ob ich mit eine Person im Spiele wäre.

Das ist gewiß mehr als bloße Theilnehmung an dem Schicksale dieser oder jener Person. Eine der einzelnen Personen kann meine Theilnehmung im höhern Grade erregen, der ganze Roman aber erhält für mich Interesse.

Eben dieß ist der Fall bei einem Schauspiele: es gefällt mir, wenn es mit meiner

Empfindung harmonisch ist; es rührt mich, wenn etwa Erinnerungen von ähnlichen Scenen bei mir erweckt werden; aber es interessirt mich erst, wenn ich mich selbst gleichsam darüber vergesse, und mit allen meinen Gedanken und Empfindungen selbst zwischen den spielenden Personen bin.

Interessant sagt daher auch weit mehr, als anziehend — eine anziehende Physiognomie z. B. beschäftigt bloß meine Empfindung, eine interessante Physiognomie beschäftigt zugleich mein Nachdenken. — Ich habe die größte Neigung, die Schicksale einer Person zu erfahren, und in ihre Gedanken und Empfindungen verwebt zu seyn, deren Physiognomie mich interessirt; ich finde diese Physiognomie der Mühe werth, jedem einzelnen Zuge nachzuspähen, und dadurch auf das Innere der Seele zu blicken. —

Wichtig drückt auch den Begriff interessant nicht aus; eine jede Sache, die mich interessirt, wird mir freilich auch wichtig; und jede wichtige Sache muß mich auch im Grunde interessiren. — Aber durch das Wort wichtig wird nicht sowohl mein Gemüthszustand,

als vielmehr die Beschaffenheit der Sache angedeutet, wovon dieser Gemüthszustand eine Folge ist.

Jedes interessante Buch z. B. wird für den, der es ließt, auch wichtig, und jedes wichtige Buch, muß den, der es ließt und versteht, interessiren.

Wenn ich nun sage ein wichtiges Buch, so bezeichne ich dessen Beschaffenheit, sage ich ein interessantes Buch, so bezeichne ich mit der Wichtigkeit desselben zugleich den Gemüthszustand, der in mir dadurch hervorgebracht wird. —

Ob also gleich der Ausdruck wichtig dem Worte interessant unter allen noch am nächsten kömmt, so sieht man doch leicht, daß derselbe dieß so sehr bedeutende Wort auf keine Weise ganz ersetzen kann, und daß derjenige, welcher dieß Wort aus unserer Sprache verbannen will, gewiß nicht den gehörigen Begriff damit verknüpft, wodurch es unentbehrlich wird.

Ich kann daher auch nicht sagen, ein wichtiges Schauspiel, weil das Interesse, wodurch es mir, während der Vorstellung, wichtig wird, nur auf Täuschung beruhet, und

weil also hier keine Realität ist, auch der Begriff von Wichtigkeit nicht statt findet.

Der Ausdruck viel versprechend, wodurch man interessant hat übersetzen wollen, drückt ebenfalls die Beschaffenheit des Gegenstandes, aber nicht den Gemüthszustand aus, welcher dadurch hervorgebracht wird.

Was viel verspricht, interessirt mich freilich, und was mich interessirt, davon verspreche ich mir viel — wenn ich daher ein interessantes Buch anfange zu lesen, oder anfange, ein interessantes Schauspiel zu sehen, so kann ich wohl sagen: das ist ein vielversprechendes Buch, ein viel versprechendes Stück; habe ich aber das Buch ausgelesen, und ist das Stück zu Ende, ohne daß Beides am Interesse verlohren hat, so kann ich auch den Ausdruck vielversprechend anstatt interessant gar nicht mehr brauchen. —

Und auch schon im Anfange bediene ich mich des Ausdrucks vielversprechend nur, wenn interessant noch zu viel sagen würde; sobald ich wirklich interessirt werde, ist vielversprechend schon zu wenig, weil ich nicht nur die Beschaffenheit der Sache, sondern auch den

Gemüthszustand bezeichnen will, der in mir dadurch hervorgebracht ist. — Eine interessante Physiognomie sagt daher schon mehr, als eine vielversprechende Physiognomie.

Man glaubt Interesse durch Nutzen übersetzen zu können, indem man z. B. sagt, sein eigner Nutzen leidet darunter, anstatt sein Interesse leidet darunter. —

Allein Interesse sagt mehr als Nutzen; sein Interesse leidet darunter, heißt, seine Beziehungen, in so fern er bei dieser Sache verflochten, oder mit einer Person im Spiel ist, leidet darunter. —

Von dem Landmann, dessen Aecker das Wild verwüstet, kann ich sagen, sein Nutzen leidet darunter, aber nicht sein Interesse leidet darunter; denn Interesse würde schon einen Zusammenhang, eine Verbindung voraussetzen, in welcher er sich befunden hätte, und auf eine nachtheilige Weise davon abgeschnitten würde.

Das Interesse der Höfe kann gewiß nicht übersetzt werden, der Nutzen der Höfe, den was heißt Interesse hier anders, als ihr Eingreiffen in einander, ihre Beziehungen auf

einander, in so fern sie jedem einzelnen zum Vortheil gereichen. —

Ich kann daher von irgend einem Hofe sagen, sein Interesse leidet darunter, weil hier Zusammenhang, Verbindung, Verflechtung und Beziehungen vorausgesetzt werden, von welchem allen der Ausdruck Interesse den Begriff in sich faßt. —

So unentbehrlich nun aber die Wörter Interesse und interessant in der Prosa sind; so unpassend sind sie demohngeachtet in unserer Sprache für den poetischen Ausdruck. —

Denn weil sie ebenfalls schon gewissermaßen eine fremde wissenschaftliche Kultur voraussetzen, die in unsre Sprache erst übertragen ist, so sind sie für den Ausdruck der Empfindung schon nicht mehr einfach und ungekünstelt genug.

Auch bedarf die Poesie oder Empfindungssprache solcher genau bestimmten Ausdrücke nicht, wie die Prosa, und kann also statt des fremden sich immer eines ursprünglichen deutschen Ausdrucks bedienen, wenn auch der Begriff dadurch nicht ganz ausgedrückt, sondern nur

angedeutet wird; denn eben diese Kunst, die Begriffe nicht ganz auszumahlen, macht ja das Eigenthümliche der Empfindungssprache aus, wodurch sie gleichsam in der Seele nachtönend und nachklingend wird, indem sie die Seiten, welche ihre Musik in sich selber haben, nur sanft berührt.

Harmonie und Melodie.

Diese fremden Wörter, sind demohngeachtet sowohl in unsrer Poesie als Prosa unentbehrlich geworden, und machen also von den übrigen fremden Wörtern, in so fern sie nicht für den Ausdruck der Empfindung passen, schon eine Ausnahme.

Denn wie unpoetisch ist nicht das deutsche Wort Uebereinstimmung gegen den schönen Ausdruck Harmonie, der schon an sich dem Ohre schmeichelt, und auch, wie es scheint, den Begriff weit voller und reiner anklingt, als der deutsche Ausdruck, bei dessen Bestandtheilen, über, ein, und Stimmung wir uns doch lauter deutliche Begriffe denken.

Allein kömmt es nicht vielleicht eben daher, daß Uebereinstimmung für die Empfin-

dungssprache, die Begriffe zu deutlich bezeichnet; daß dieser Begriff zu sehr in seine Bestandtheile zergliedert wird, und eben daher von seiner Fülle und Kraft verliert?

In den Bestandtheilen des griechischen Ausdrucks ist durchgängig der Begriff des Zusammenfassens und der Einheit herrschend; es ist nur ein Wort, und sind nicht drei Worte, die einen einzigen Begriff ausdrücken. —

Dieser Ausdruck ist daher unserer Poesie noch unentbehrlicher, als unserer Prosa; eben so wie das Wort Melodie, worunter man sich den kunstvollen Wechsel der Töne denkt, durch keinen umfassenden Ausdruck in unserer nordischen Sprache bezeichnet werden kann.

Wie schwach der Begriff oder vielmehr die Empfindung davon war, sieht man daraus, daß eine bestimmte Melodie durch den allgemeinen und schwankenden Ausdruck Weise in unsre Sprache übertragen worden ist.

Das griechische Wort schmeichelt an sich schon dem Ohre, und schon seine einzelnen Laute sind ausdrucksvoll; woher es denn auch wohl kömmt, daß die griechischen Wörter, welche

in unsre Sprache aufgenommen sind, von den übrigen fremden Wörtern eine Ausnahme machen, und größtentheils für die Empfindungssprache vorzüglich passend sind.

Denn man halte nur einmal z. B. die Wörter Melodie und interessant, in Ansehung ihres Klanges, neben einander, um den auffallenden Unterschied lebhaft zu fühlen.

Das griechische Wort Philomele ist unsrer zärtlichen Poesie unentbehrlich geworden; denn es bezeichnet gleichsam einen ernstern melancholischern Begriff, als das deutsche Wort Nachtigall, welches dem Ausdruck der heitern Freude angemeßner ist, so daß wir nun für einen und eben denselben Gegenstand zwei Benennungen von verschiedener Bedeutung haben.

Auch ist schon der Klang des Wortes Philomele lieblich, worauf bei den poetischen Ausdrücken nicht die letzte Rücksicht genommen werden muß.

Solche Wörter aber, die schon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, und schon in ihren einzelnen Lauten etwas ausdruckvolles und Bedeutendes haben, finden in jeder Sprache

ihr angestammtes Bürgerrecht, und sind eigentlich nirgends fremd. —

Musik.

Dieß Wort ist auf keine Weise durch Tonkunst zu übersetzen; denn Tonkunst bezeichnet einen andern Begriff; es ist dasjenige, wodurch die Musik erst hervorgebracht wird.

Wie würde es daher auch klingen, wenn man sagen wollte: die Tonkunst der Sphären, anstatt, die Musik der Sphären?

Wir haben kein ursprünglich deutsches Wort, welches dasjenige, was durch die Tonkunst hervorgebracht wird, besonders bezeichnete, und sind also genöthigt, das fremde Wort Musik beizubehalten, wenn wir den Begriff, den es ausdrückt, nicht halb oder schwankend bezeichnen wollen.

Musik heißt ja die Ueberstimmung und Folge durch Kunst hervorgebrachter Töne; Es ist also nicht sowohl die Tonkunst, als vielmehr die Kunsttöne selber, welche durch das Wort Musik bezeichnet werden.

Für den wissenschaftlichen Theil der Musik scheint sich der Nahme Tonkunst, und für

den wissenschaftlichen Musikus der Nahme Tonkünstler noch am besten zu passen, weil hier von der eigentlichen Kunst, die Töne zu ordnen, und also mehr von der Ursach als von der Wirkung die Rede ist.

Das Wort Musik ist auch für die Empfindungssprache brauchbar, weil es an sich einen einfachen Begriff bezeichnet, und überdem schon so sehr der Sprache einverleibt ist, daß es nicht etwa wie die Wörter Interesse, interessant, Nüance, u. s. w. irgend einen Grad von einer höhern wissenschaftlichen Kultur voraussetzt, sondern von dem gemeinsten Menschen gebraucht und verstanden wird.

Man sieht, daß es bei dem Gebrauche der fremden Wörter, vorzüglich auf die Begriffe ankömmt, die dadurch bezeichnet werden, und daß jeder einmal aufgenommene fremde Ausdruck eine genaue Prüfung verdient, ehe man ihn ganz aus unsrer Sprache wieder verbannen will.

Die Bemühungen sind aber demohngeachtet lobenswerth, alle diese fremden Ausdrücke, so viel wie möglich, durch deutsche zu übertragen, weil es gewisse Ideenverbindungen und

Vorstellungsarten giebt, worin die fremden Ausdrücke nicht mehr passen wollen, und die deutschen Umwandlungen derselben, wenn sie auch den Begriff nicht ganz und bestimmt ausdrücken, dennoch gute Dienste thun.

Eine solche Umwandlung, die manchmal im gemeinen Leben höchst lächerlich klingen würde, kann im Pathetischen Ausdruck von sehr guter Wirkung seyn; man sollte daher bei der Beurtheilung eines umgebildeten Worts, immer auf die verschiedenen Vorstellungsarten Rücksicht nehmen, zu deren Ausdruck es brauchbar seyn kann oder nicht; denn es giebt fast keinen Ausdruck, der nicht in einer gewissen Ideenverbindung parodirt oder lächerlich gemacht werden könnte.

Wörter, die ganz ohne Noth, und aus bloßer Affectation in unsre Sprache aufgenommen sind, oder sich vielmehr darin eingeschlichen haben, unterscheidet man leicht; als Plaisir anstatt Vergnügen; promeniren anstatt spatzieren gehen; rekommandiren anstatt empfehlen, u. s. w.

Indeß muß man auch hier mit der gänzlichen Verbannung behutsam verfahren; denn

z. B. der Ausdruck Qualität scheint unsrer Sprache ganz überflüssig, weil wir den Ausdruck Beschaffenheit haben; und doch machen Qualität und Quantität schon durch ihren ähnlichen Laut einen Gegensatz, der sich durch Beschaffenheit und Vielheit nicht ganz übertragen läßt; und um sich, besonders in der Sprache des Unterrichts, mit Kürze und Deutlichkeit auszudrücken, wird man jene beiden fremden Ausdrücke oft nicht wohl entbehren können, ohne eine pedantische Umschreibung zu machen.

Veraltete Ausdrücke.

Unter den veralteten Ausdrücken giebt es einige, die auf keine Weise mehr anwendbar sind, weil ihre Bedeutung sich ganz und gar geändert hat, wie z. B. der alte Ausdruck schlecht anstatt schlicht — er lebte schlecht und recht, anstatt schlicht oder einfach und aufrichtig. —

Bei diesem Ausdruck hat sich die Bedeutung gerade umgekehrt; und es zeigt, wie sehr das Gerade und Schlichte, bei der Verfeinerung der Sitten, in Verachtung gekommen

seyn müsse, da man das Schlechte mit demselben Nahmen benennt, der sonst das Schlichte und Einfache bezeichnet hat.

So ist auch der veraltete Ausdruck Maul anstatt Maulthier, auf keine Weise mehr anwendbar, weil die gegenwärtige allgemein angenommene Bedeutung dieses Worts nicht mehr davon hinweg gedacht werden kann, und also immer ein lächerlicher Zusammenfall der Begriffe entstehen würde, wenn man sich des Worts Maul anstatt Maulthier bedienen wollte.

Ein anders aber ist es z. B. mit dem Ausdruck heischen anstatt fordern; das Wort ist zwar veraltet, aber nicht auf die Weise, daß ihm ein anderer Begriff untergeschoben wäre; vielmehr verstärkt es den Begriff von Fordern bis zum Pathetischen, und kann daher sehr wohl in die Empfindungssprache wieder aufgenommen werden, da es die kältere Prosa und die Sprache des gewöhnlichen Lebens hat veralten lassen, vielleicht eben deswegen, weil es den Begriff des Forderns, für die verfeinerten Sitten, durch seine bedeutenden Laute zu hart und nachdrücklich bezeichnete.

Das Wort fast ist in der Bedeutung, wo es sehr heißt, veraltet, und wer z. B. sagen wollte, er ist fast reich anstatt er ist sehr reich, so würde er sich unverständlich ausdrücken. Dieser veraltete Ausdruck ist daher auch nicht mehr anwendbar, weil der neuere Begriff den ehemaligen ganz verdrängt hat.

Hingegen ist das veraltete Wort after anstatt nach allerdings wieder aufzunehmen, weil der Begriff des Verächtlichen oder Unächten damit verknüpft ist, der durch nach nicht ausgedrückt werden kann, als Afterkönig, Afterweise, der einen König oder Weisen affektirt, auf eine lächerliche Weise nachahmet oder vielmehr nachäfft. —

In diesem Sinn aber ist auch after nur beizubehalten, weil es die Begriffe verwirren würde, wenn man es geradezu anstatt nach setzen wollte, als z. B. Afterwelt anstatt Nachwelt, wo sich bei dem Ausdruck Afterwelt, der Begriff von etwas Verächtlichem oder einer ausgearteten Welt mit aufdrängen würde, welche Vorstellung doch hier gar nicht statt finden soll.

Ob anstatt über oder wegen.

Man kann in Ansehung der veralteten Ausdrücke überhaupt die Regel festsetzen, daß keiner derselben wieder aufzunehmen ist, womit man eine ganz andere Bedeutung zu verknüpfen gewohnt ist.

Deswegen kann auch z. B. das veraltete ob anstatt wegen oder über schlechterdings nicht statt finden, weil bei dem häufigen Gebrauch dieses Worts der neuere Begriff, den man damit verknüpft, den alten so sehr verdrängt hat, daß man ihn immer erst mit einigem Zwange wieder zurückrufen muß, wenn das Wort in seiner veralteten Bedeutung genommen werden soll.

„ob der Menge staunen“

Anstatt über die Menge staunen, klingt immer hart und gezwungen, weil der Begriff, den man durch das veraltete Wort ausdrücken will, zu untergeordnet und unbedeutend ist, als daß seinetwegen eine Abweichung von der gewöhnlichen Sprache der Mühe werth wäre.

Diese Härte wird in der Poesie noch durch die Einsilbigkeit und Klanglosigkeit dieses Worts

vermehrt, auf welches gemeiniglich der einsilbigte Artikel folgt, ob der, ob dem, u. s. w. wodurch wir also ohne Noth die Rauhigkeit unserer Sprache vermehren, da hingegen über und wegen sich leicht und biegsam in den Gang der Rede schmiegen.

Minne.

Es fehlte uns wirklich in unserer Büchersprache an einem Ausdruck, um das Zärtliche und Tändelnde in der Liebe, im Gegensatz gegen den hohen und ernsten Begriff, welcher oft damit verknüpft wird, besonders zu bezeichnen.

Einige unserer vorzüglichsten Dichter haben daher nicht ohne Grund das veraltete Wort Minne der Wiederaufnahme werth gefunden, welches schon durch seinen Klang mit dem Begriff von Tändelnden und Zärtlichen übereinstimmt, und selbst durch sein veraltetes Gepräge, an Unschuld und Einfachheit der Sitten, und an die zärtlichen Minnesinger oder Sänger der Liebe in den vorigen Zeiten, zurückerinnert.

Bei dem Ausdruck Minne denkt man sich gleichsam alles Ernste und Pathetische von der

Liebe hinweg, und nur das reizende Kindische und Spielende bleibt zurück. Dieß sieht man daraus, weil Minne in der ernsten Sprache gar nicht statt findet, und es z. B. ganz ungereimt klingen würde, wenn man sagen wollte, die Minne zu Gott oder zur Tugend, anstatt die Liebe zu Gott oder zur Tugend.

Anheben und Beginnen anstatt anfangen.

Diese veralteten Ausdrücke sind nun schon durchgängig in die Büchersprache wieder aufgenommen, und unentbehrlich geworden.

Man kann nehmlich durch die Wörter anheben, beginnen und anfangen, drei verschiedene Nüancen eines und eben desselben Begriffes bezeichnen. Unter Beginnen denkt man sich mehr das werden, unter Anheben das Zunehmen, und unter Anfangen bloß die Zeit.

Der Streit hub an;
Der Streit begann;
Der Streit fieng an.

Wenn ich sage, der Streit fieng an, so deute ich mehr auf den Zeitpunkt, wo er

zuerst ausbrach; sage ich, der Streit begann, so deute ich auf seine Entstehung; will ich aber auf das Zunehmen des Streits vorzüglich aufmerksam machen, so sage ich, der Streit hub an.

Der Streit fieng am Morgen an;
Der Streit begann über ein mißverstandenes Wort;
Der Streit hub an, und man gieng voll Erbitterung auf einander loß, u. s. w.

Hiemit ist nun nicht gesagt, daß man mit ängstlicher Genauigkeit sich dieser Wörter gerade so und nicht anders bedienen müsse, sondern daß man sich ihrer mit diesem feinen Unterschiede bedienen könne, wenn es einem darum zu thun ist, die Nüancirungen der Begriffe zu bezeichnen, und daß daher die veralteten Ausdrücke anheben und beginnen garnicht überflüssig sind, sondern auf alle Weise der Wiederaufnahme werth waren.

Bider.

Dieß veraltete Wort, das der Wiederaufnahme schon längst gewürdigt ist, aus unsrer Büchersprache verbannen zu wollen, ist unver-

zeihlich. Man untersuche doch erst, ob es einen eben so viel sagenden Ausdruck im Deutschen giebt, den man an die Stelle von bider setzen könnte?

Fromm, rechtschaffen, tugendhaft, aufrichtig, tapfer drücken alle nur einen Theil des Begriffes aus, welcher in dem einzigen Ausdruck bider zusammengefaßt wird, wodurch eigentlich auch das Italienische galant huomo am füglichsten zu übersetzen ist.

Ein frommer, rechtschaffener Mann hat eine viel allgemeinere Bedeutung; denn bider bezeichnet vorzüglich den alten angestammten deutschen Muth und Tapferkeit; man müßte also ungefähr sagen: ein gerader, rechtschaffner Mann, von altem deutschen Muth beseelt, um Bidermann zu umschreiben.

Allein durch eine solche Umschreibung ermattet ja schon der Nachdruck und die Lebhaftigkeit des Begriffes, welchen ein einziges Wort in wenigen Lauten bezeichnet, die gewiß allgemein verständlich sind; denn wem ist der Sinn unbekannt, welcher mit dem Worte Bidermann verknüpft wird?

Und um die Begriffe vermittelst der Sprache in unserer Gewalt zu haben, bedürfen wir ja eben so nothwendig solcher Ausdrücke, wodurch mehrere Begriffe zusammengefaßt, als solcher, wodurch dieselben auf das genaueste bestimmt, und in ihren Abstuffungen von einander unterschieden werden.

Darum gehört es gewiß zu dem Reichthum unsrer Sprache, wenn sie einen zusammengesetzten Begriff nicht wieder durch eine Zusammensetzung von Worten bezeichnen darf, sondern ihn durch einen einzigen Ausdruck vollständig darzustellen vermag; und solche Ausdrücke, wie bider und Bidermann müssen daher auf alle Weise beibehalten, und ihrem innern Werth gemäß geschätzt werden.

Fehde.

Bei diesem Ausdruck erinnert man sich an die Zeiten zurück, wo die kleinen Herren in Deutschland sich einander befriegten oder befehdeten, und wo eine solche Fehde gleichsam wie ein Duell oder Zweikampf im Großen betrachtet wurde.

Es hat sich daher mit diesem Worte in neuern Zeiten eine Art von komischen Si n verknüpft; man nennt z. B. einen Streit, den Gelehrte mit einander führen, eine litterärische Fehde, indem man den Begriff von jenen Zeiten, wo die kleinen deutschen Edelleute sich noch einander den Krieg ankündigten, damit verknüpft; und in diesem Sinne ist das Wort Fehde sehr wohl beizubehalten; für den ernsthaften Ausdruck hingegen würde es deswegen nicht passend seyn, weil selbst der alte Begriff, den es ausdrückt, bei der jetzigen Verfassung seine Wichtigkeit und Ernsthaftigkeit verlohren hat.

Heimath.

Dieser veraltete Ausdruck verknüpft mit dem Begriff von Vaterland noch die Vorstellung von der häußlichen Ruhe und Glückseligkeit, der durch das schöne Wort heim in unserer Sprache angedeutet wird.

Wo man zu Hause ist, wenn man sich ruhig und wohl befindet, das nennt man seine Heimath; heimkehren, heimgehen, anstatt zu Hause kehren, sind daher schöne

veraltete Ausdrücke, die mit Recht in unserer poetischen Sprache wieder aufgenommen sind, wo besonders der herrnhutische Ausdruck: er ist heim gegangen, anstatt er ist gestorben, dem Begriffe, der damit verknüpft ist, eine außerordentliche Sanftheit giebt, und die Seele in eine wehmuthsvolle, und doch ruhige Stimmung versetzt.

Darum faßt auch das Wort Heimath gleichsam einen Reichthum von dunkeln Begriffen und Empfindungen in sich, wodurch es eine Zierde und Schönheit unserer Sprache wird, die nur der verschmähen kann, der nie mit der ganzen Fülle der Empfindung ein solches Wort in seiner einfachen und schönen Bedeutung ausgesprochen hat, sondern bei dem die Idee die herrschende war, daß es doch ein veralteter Ausdruck oder Archaismus sey!

Diese angeführten Beispiele können einigermaßen zeigen, wie man bei dem Gebrauch und der Wiedereinführung veralteter Ausdrücke verfahren müsse. Man sieht wohl, daß es hierbei vorzüglich auf den Begriff ankömmt, den man ausdrücken will; daß man diesen erst sich selber deutlich entwickelt, und in seiner

ganzen Stärke gedacht haben müsse, wenn man aus dem Schatze des Alterthums unserer Sprache einen glücklichen Ausdruck dafür wählen will.

Wer nun ohne ein solches Bedürfniß nach veralteten Ausdrücken hascht, in dessen Sprache wird man bald das Gesuchte und die Affektation bemerken, womit man scheinen will, etwas Ungemeines und Ungewöhnliches zu sagen.

Veraltete Ausdrücke aber, die einmal von guten Schriftstellern gut gebraucht sind, muß man, zur Bereicherung unserer Sprache, auf alle Weise in Umlauf zu bringen suchen, damit das Ungewöhnliche sich nach und nach verlieret.

Provinzialismen.

Wie durch Provinzialismen unsere Sprache bereichert werden könne, davon haben einige unserer vorzüglichsten deutschen Schriftsteller Beispiele gegeben, die statt aller Regeln dienen, oder aus denen man sich, wenn man will, selbst Regeln bilden kann.

Lessing.

In Lessings Nathan dem Weisen, heißt es von dem Patriarchen: er hat ausgegattert,

anstatt, er hat ausgekundschaftet oder ausspionirt. Ausgattern aber ist ein Provinzialismus, der den Begriff des Ausspionirens und Auskundschaftens schon selbst durch den Laut des Worts verstärkt, und die höchste Geschäftigkeit und Wachsamkeit dabei anzeigt, die gleichsam alle Oefnungen durchspäht, um etwas, das in ihre Schlinge fallen soll, zu entdecken.

Und da die deutlich ausgedrückten Begriffe von ausspioniren und auskundschaften auf den Patriarchen in Person nicht passen, so kömmt der dunklere Begriff, welcher mit ausgattern verknüpft ist, hier gerade zu statten, um die eigennützige immer geschäftige Wachsamkeit des Patriarchen im Allgemeinen zu bezeichnen.

In einer andern Scene von diesem Drama ist zwischen dem Tempelherrn und Nathan von dem Tadel oder Vorwurfe die Rede, womit eine Nation die andere, aus religiösen Vorurtheilen, belegt.

Nun aber ist kein Wort geschickter, um den Tadel in Kleinigkeiten auszudrücken, als der provinzielle Ausdruck mäkeln, welcher von Mackel, (Flecken) abgeleitet ist,

und dessen der Verfasser sich hier sehr glücklich bedient, um den ungegründeten Tadel selbst wieder in einem verächtlichen und tadelnswerthen Lichte darzustellen.

Nathan.

Nur muß der eine nicht den andern mäkeln.
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Tempelherr.

Sehr wohl gesagt! — doch kennt ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?

Wir hatten wirklich kein Wort in unsrer Büchersprache, welches den Tadel in Kleinigkeiten, oder den tadelnswerthen Tadel in einem einzigen Ausdruck bezeichnet hätte. Und doch ist dieß eine ganz eigne Anwendung und besondere Bestimmung des Begriffes vom Tadel, den wir nicht entbehren können, und wodurch

also auch der provinzielle Ausdruck mäkeln in unsrer Büchersprache nothwendig wird.

Göthe.

In einem der Briefe in Werthers Leiden erzählt der Verfasser von einer alten adelichen Dame:

„In ihrer Jugend soll sie schön gewesen „seyn, und ihr Leben so weggegaukelt, erst mit „ihrem Eigensinn manchen armen Jungen ge„quält, und in reifern Jahren sich unter den „Gehorsam eines alten Officiers gedukt „haben, u. s. w.“

Das provinzielle Wort duken bezeichnet die freiwillige Erniedrigung gegen das vorhergehende stolze Emporragen so nachdrücklich und mahlerisch, daß der ganze Ausdruck dadurch an Lebhaftigkeit gewinnt, weil mehrere Nebenbegriffe dadurch herbeigezogen werden, welche durch Ausdrücke aus der gewöhnlichen Büchersprache unberührt geblieben wären.

Wenn es z. B. hieße: in reifern Jahren soll sie sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers begeben haben; oder gedemüthigt haben, so würde der erste Ausdruck zu

wenig und der andere zu viel sagen, und der ganze Ausdruck wäre für die launigte Art der Darstellung zu kalt oder zu ernsthaft geworden.

Kurz, einem jeden wird sein Gefühl sagen, daß der provinzielle Ausdruck hier gerade an seiner rechten Stelle steht, und daß es Schade seyn würde, wenn er aus der Büchersprache verbannt seyn sollte; da er überdem wegen der Aehnlichkeit mit tauchen allgemein verständlich ist, und sich das Bild des Schwanenhalses, der sich einzieht und verkürzt, bei diesem Worte von selber darstellt.

In einem andern dieser Briefe heißt es, da von einer Sache die Rede ist, die leicht zum Stadtgeschwätz werden könnte:

„Und nun fügte sie noch alle dazu, was „weiter würde geträtscht werden, und die „schlechten Kerls alle darüber triumphiren wür„de, u. s. w."

Es ist hier mit einer Art von Unwillen und Aerger von dem zu besorgenden Stadtgeschwätz die Rede; der Unwille aber greift vorzüglich gern nach provinziellen Ausdrücken, um sich durch dieselben lebhafter auszuschütten, als

es oft durch die Büchersprache geschehen kann.

Nun ist der Ausdruck trätschen, welcher so viel sagt, als: ein Gerede gleichsam auseinander treiben, es auf eine unausstehliche Weise in die Länge ziehen, und gar nicht damit aufhören können, schon durch seinen Klang mahlerisch und darstellend, und bezeichnet auf eine lebhaftere Weise, als irgend ein Wort in der Büchersprache, Verachtung und Unwillen gegen das sich verbreitende Geschwätz, welches diesen Ausdruck gleichsam nachahmend abbildet. —

Als Werther seinen Geburtsort besucht hatte, schreibt er an seinen Freund:

„Ich hatte beschlossen auf dem Markte zu „wohnen, gleich neben unserm alten Hause. „Im Vorbeigehen bemerkte ich, daß die Schul„stube, wo ein ehrlich altes Weib unsre Kind„heit zusammengepfercht hatte, in einen „Kram verwandelt war, u. s. w.

Die provinziellen Ausdrücke haben größtentheils die besondere Eigenschaft, daß sie durch ihren Laut schon bezeichnend sind; dieß ist auch der Fall bei dem Worte zusammen-

pferchen, welches den stärksten Grad des Zusammendrängens und Zusammenpressens, der mit Gewaltsamkeit verknüpft ist, durch die Anhäuffung der hart ausgestoßenen Konsonante nachdrücklich bezeichnet.

Durch einen mißverstandnen Begriff von Verfeinerung der Sprache sind dergleichen Wörter nach und nach ausgeschlossen worden, weil man sie für die edlere gesittete Sprache gleichsam für zu nachdrücklich und bezeichnend hielt. Um das Grobe zu vermeiden, verfiel man ins Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den deutschen Schriftstellern, denen man Genie und Geschmack gewiß nicht absprechen konnte, sich zuerst über diesen affektirten Wortekel hinwegsetzten, und sich der nachdruckvollen Provinzialismen, die selber schon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreist bedienten; besonders da, wo es ihnen Bedürfniß war, den leidenschaftlichen Ausdruck in der eigentlichen Umgangssprache, lebendig darzustellen.

So erzählt Werther in einem der vorhergehenden Briefe, seinem Freunde, wie Lotte einen alten Prediger besucht:

„Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, sich „niederzusetzen, indem sie sich zu ihm setzte; „brachte viel Grüße von ihrem Vater, herzte „seinen garstigen schmuzigen jüngsten Buben, „das Quakelchen seines Alters u. s. w."

Der provinzielle Ausdruck Quackelei anstatt Tändelei, ist allgemein bekannt; er bezeichnet das Kindische, Spielende im höchsten Grade; Quakelchen, ein Kind, womit der Alte gleichsam wieder kindisch wird, ist daher ein so bedeutungsvoller Ausdruck, als man ihn in der Büchersprache gewiß nicht findet. Von den Ausdrücken, die Freude seines Alters, und die Tändelei seines Alters, hätte der erste Ausdruck zu viel und der andre zu wenig gesagt, und die Lebhaftigkeit des Begriffes wäre verlohren gegangen.

Das Diminutivum mildert wieder den Begriff des Verächtlichen, der sonst mit dem Ausdruck quakeln verknüpft ist, und Quakelchen ist also in jeder Rücksicht ein Wort, das in dieser Ideenverbindung und Darstellung unentbehrlich war, und mit einem Begriff verknüpft ist, den kein anderes Wort so treffend und artig bezeichnet hätte.

Wieland.

Da der einzelnen angeführten Beispiele, um dem selbst beobachtenden Leser einen Wink zu geben, genug sind, so verweise ich nur noch auf Wielands vortrefliche Uebersetzung von Horazens Satyren und Episteln, wo man häufige Beispiele von einer sehr glücklichen Einwebung provinzieller Ausdrücke findet, welche zum glücklichen Ersatz der Eigenthümlichkeiten und besondern Schönheiten des Originals nicht wenig beitragen.

Neugebildete Wörter.

Zu neuen Wortbildungen ist unsere Sprache recht eigentlich geschaffen; sie ist unzähliger Zusammensetzungen aus sich selber fähig, die lange noch nicht erschöpft sind; und für Begriffe, die sich künftig entwickeln, wird auch immer eine neue Quelle von Wortbildungen übrig bleiben.

Allein die Bildung irgend eines neuen Wortes setzt voraus, daß einer Begriff und Sprache vollkommen in seiner Gewalt habe, um das eine nach dem andern abzumessen und beurtheilen zu können.

Eine Menge neuer Wortbildungen zeigen, daß bei ihren Urhebern selbst der Begriff, den sie bezeichnen wollten, schwankend war, und daß eben daher ihre Wahl eines neuen Ausdrucks mißrathen mußte.

Eine Sprache in seiner Gewalt haben, heißt vorzüglich, daß man geübt sey, sie den Begriffen gehörig anzupassen; wessen Begriffe nun aber selbst nicht bestimmt und geordnet sind, hat eigentlich keine Sprache in seiner Gewalt, und wenn er gleich ein ganzes Wörterbuch auswendig wüßte.

Die Bildung neuer Wörter ist daher zugleich ein Prüfstein des philosophischen Scharfsinnes, und verdient, wo sie unternommen wird, gleich anfänglich die größte Aufmerksamkeit, weil sonst der große Haufe sich eben so leicht bequemt, ein Wort von ächten als von unächtem Gepräge aufzunehmen, welches letztere denn so leicht nicht wieder auszutilgen steht, wenn es, wie eine gestempelte falsche Münze, einmal im Umlauf ist.

Beispiele mögen auch hier statt aller Regeln und Vorschriften dienen. Ich führe sie aus den neuesten Versuchen eines beliebten deut-

schen Schriftstellers an, und lege mein Urtheil darüber der eignen Prüfung meiner Leser vor:

Konsequent.

Dieser Ausdrck ist von Campe durch folgerecht, wie es mir scheint, glücklich übertragen. Folgerecht ist analogisch richtig; denn wir sagen: senkrecht, lothrecht, wagerecht. Auch bezeichnet es den unterliegenden Begriff noch bestimmter, als der fremde Ausdruck, weil recht die feste Richtung ausdrückt, in welcher eine Folge von Handlungen z. B. auf ihr Ziel abzweckt. Man handelt nicht folgerecht, heißt, die Folge von Handlungen hat keine feste Richtung auf ihren Zweck hin, sondern sie schwankt hin und her, und weicht von ihrem Ziele ab. —

Fassade.

Dieser schöne fremde Ausdruck ist von Campe durch Antlitzseite übertragen; diese Verdeutschung kann aber deswegen nicht wohl statt finden, weil die Bestandtheile des Wortes Antlitzseite zwey Begriffe bezeichnen, die sich im Grunde einander aufheben.

Antlitz schließt nehmlich den Begriff von Seite aus; denn unter Seite denke ich mir nur neben bei, unter Antlitz aber dasjenige, was gerade vor mir, oder meinem Gesichte zugekehrt ist. Der fremde Ausdruck Fassade trägt den Begriff des Antlitzes von mir selber auf den Gegenstand hinüber, gleichsam als ob ich nicht nur das Gebäude, sondern das Gebäude auch mich wieder ansähe. —

Ich kann also wohl sagen, der Theil des Gebäudes, der dem Antlitz zugekehrt ist; aber nicht eigentlich die Seite; denn die Seite unterscheidet sich ja eben dadurch, oder heißt deswegen Seite, weil sie nicht vorn, und absichtlich dem Auge zugekehrt ist. —

Daher enthält auch selbst der Ausdruck Vorderseite gewissermaßen einen Widerspruch in sich.

Bloß zu sagen, das Antlitz des Hauses würde wieder zu feierlich und poetisch klingen. Der fremde Ausdruck Fassade heißt eigentlich so viel als Antlitzung; die Bildung dieses Wortes aber findet im Deutschen nicht statt; wir müssen also Fassade, des schönen und mahlerischen Begriffes wegen,

der damit verknüpft ist, beibehalten, und dieß um so mehr, da das Wort keinen undeutschen Klang hat, und die tönende Harmonie des deutschen Ausdrucks nicht dadurch gestört wird.

Für die ernste und zärtliche Poesie aber klingt demohngeachtet auch dieser Ausdruck noch zu fremd. — Für die lebhaft wirkende Phatasie ist es aber auch ein leichtes, solche Ausdrücke durch reizende Umschreibungen zu ersetzen. —

Friseur.

Dieser fremde Ausdruck ist von Campe durch Haarkräußler übertragen. In der komischen Poesie, wo von geringfügigen Dingen oft mit einer gewissen angenommenen Feierlichkeit die Rede ist, würde dieser Ausdruck sehr gut zu brauchen seyn.

Wenn man aber im gemeinen Leben statt Friseur sich des Ausdrucks Haarkräußler bedienen wollte, so würde es anfänglich immer scheinen, als wolle man den Locken-zaubrer zum Besten haben, weil man sein Geschäft mit einem neuen ungewohnten Nahmen

benennt, der sogar, um es recht vollständig zu bezeichnen, aus zwei Wörtern zumsamengesetzt ist; da hingegen das ausländische Friseur der Geringfügigkeit der Sache angemeßner scheint, weil man sich unter den Bestandtheilen dieses Wortes nichts deutlich denkt, sondern nur im Ganzen und gleichsam obenhin den Begriff damit bezeichnet.

Das Wort Haarkräußler klingt wie die pedantische und steife deutsche Nachahmung der leichten französischen Mode; es kann daher, wie gesagt, nur im komischen Sinne gebraucht werden, und würde immer komisch klingen, wenn man es ernsthaft brauchen wollte.

Hypothese.

Dieses wissenschaftliche griechische Wort ist nicht glücklich durch Wagesatz übertragen.

Wagesatz drückt nur einen Theil des Begriffes aus, den wir mit dem Ausdruck Hypothese verknüpfen, nehmlich die bloße Ungewißheit bei einer Voraussetzung.

Der griechische Ausdruck stellt hingegen selbst die Voraussetzung wie eine Unterlage dar, worauf man eine Folge bauet,

die gewiß ist, so bald die Unterlage fest bleibet.

Die Ungewißheit liegt also nur in der Voraussetzung und nicht in der Folgerung; daher ist sie auch nicht der Hauptheil des Begriffes, welcher durch den Ausdruck von unter und setzen am treffendsten bezeichnet wird.

Wenn daher Hypothese übersetzt werden soll, so ist das schon einmal angenommene Voraussetzung dem neugebildeten Wagesatz auf alle Weise vorzuziehn.

Honorarium.

Dieser Ausdruck ist von Campe durch Ehrensold verdeutscht; allein durch das fremde Wort, will man eben aus Achtung nnd Schonung den Begriff von Lohn oder Sold vermeiden, wenn von Dingen die Rede ist, die sich eigentlich nicht nach der baaren Bezahlung schätzen lassen.

Der Ausdruck zerstört also die ganze Feinheit des Begriffes, den wir mit dem fremden Ausdruck verknüpfen; daß nehmlich durch das Honorarium irgend eine Geistesarbeit mehr nur geehrt, als eigentlich bezahlt wird;

und daß man die Bezahlung in diesem Falle nur als ein Zeichen der Werthschätzung einer solchen Arbeit betrachten will.

Der Ausdruck Sold, wobei man sich sogar eine bestimmte Löhnung, und also noch mehr als bloße Bezahlung denkt, ist also hier ganz unschicklich, und diese Verdeutschung eines fremden Ausdrucks ist ganz mißrathen.

Alternative.

Dieser fremde Ausdruck ist von dem angeführten Schriftsteller, wie es mir scheint, sehr glücklich durch Wechselfall übertragen.

In diesem neugebildeten Worte widerspricht der eine Bestandtheil desselben dem andern nicht, sondern stimmt mit ihm harmonisch zusammen.

Denn mit dem Begriff des Wechsels ist an sich und im Allgemeinen schon der Begriff von Zufälligkeit verknüpft, der hier die Idee noch vollständiger macht, als sie selbst durch den fremden Ausdruck bezeichnet wird.

Ueberdem hat das neugeschaffene deutsche Wort einen leichten und angenehmen Klang,

und nichts Hartes und Ungewöhnliches in seiner Bildung, so daß es Eigensinn seyn würde, wenn man, da wir einmal dieß Wort besitzen, sich des fremden Ausdrucks noch ferner bedienen wollte.

Dreizehnte Vorlesung.

Vorbereitung zu dem Kapitel vom Geschäftsstyl, in einigen Beispielen.

In einem wohlbekannten schätzbaren Werke über die neue preußische Justizreform, wo ein paar sehr interessante Prozesse, mit allen ihren Verwickelungen, dennoch in lichtvoller Ordnung durchgeführt sind, finden sich vortreffliche Beispiele von Kürze und Bestimmtheit im Ausdruck, womit diese Art von Gegenständen behandelt ist.

Ich führe aus den Akten des einen Prozesses, wo über die Ansprüche des Klägers auf das hinterlassene Vermögen seiner mit ihm verlobten Braut, entschieden werden soll, nur das folgende Beispiel an, um bei den einzel-

nen juristischen Ausdrücken, welche hier beibehalten sind, zu untersuchen, in wie fern und mit welchen Gründen diese Beibehaltung zu rechtfertigen ist:

„So viel den ersten Klagepunkt anlangt, „hat Beklagter (der Bruder der Verstorbnen) „geständlich den in Anspruch genommenen „Nachlaß seiner Schwester in Besitz, und es „hat derselbe die Richtigkeit der zwischen seiner „Schwester und dem Kläger errichteten Ehe„pakten eingeräumt, nach welchen dem Kläger „das Recht zusteht, deren Erbschaft zu fordern: „Solchergestalt kömmt es nun darauf an, ob „Beklagter hinlängliche Gründe an und aus„führen kann, weshalb dessen Schwester auf „Wiederaufhebung dieser Ehepakten zu dringen „berechtigt gewesen?“

Was erstlich den Ausdruck geständlich anbetrifft, so hat derselbe freilich eben keine ähnlichen Wortbildungen im Deutschen, die ihm zum Muster dienten, für sich, wenn man nicht etwa nachrichtlich, augenscheinlich u. s. w. als gewissermaßen ähnliche Wortbildungen anführen will.

Demohngeachtet aber läßt sich die Beibehaltung dieses Ausdrucks schon damit rechtfertigen, daß ihn in einem juristischen Aufsatze, schon wegen des Zusammenhanges, worin er sich befindet, ein jeder, der auch keine juristischen Kenntnisse besitzt, dennoch nicht mißverstehen kann.

Denn wer würde wohl in dem obigen Beispiele: Beklagter hat geständlich den Nachlaß seiner Schwester in Besitz, sich unter geständlich etwas anders denken, als, seinem eignen Geständniß gemäß, oder nach seinem eignen Geständniß, welches nur in das Beiwort geständlich zusammengedrängt ist, wodurch der Ausdruck wirklich leichter und bequemer wird.

Da nun also dieser Ausdruck einmal angenommen, und auch für solche, die keine Rechtsgelehrten sind, den Vortrag nicht undeutlich macht, vielmehr seiner Kürze wegen, dazu abzweckt, daß man nicht durch überflüssige Worte aufgehalten werde, um bald zur Hauptsache zu kommen, so ist kein Grund vorhanden, weswegen man ihn verbannen, und mit mehrern Worten umschreiben sollte.

Wenn die Wörter nach der Analogie oder Musterwortbildung immer genau geprüft werden sollten, so würde man manche jetzt einmal allgemein verstandnen Ausdrücke wieder ausmerzen müssen, ohne sie so leicht wieder ersetzen zu können.

Die einmal bewährte allgemeine Verständlichkeit eines Ausdrucks aber ist immer schon an sich von großer Wichtigkeit, gesetzt, daß er auch in Ansehung seiner Form nach ähnlichen Wortbildungen zu tadeln wäre, oder daß sich gar keine ähnliche Wortbildung fände, die ihm zum Muster diente.

Und hier kann man wohl sagen, daß selbst ein analogisch unrichtiger Ausdruck, über den sich einmal alle Stimmen vereinigt haben, im Grunde mehr Gültigkeit hat, als ein noch so analogisch richtiges Wort, das zwar hier und da gebraucht, dessen allgemeine Verbreitung aber durch den Zufall verhindert worden ist.

Man hat z. B. die analogische Unrichtigkeit von dem Ausdruck entsprechen häufig erwiesen, welche sogar ins Lächerliche fällt, wenn man die ganz verschiedene Bedeutung

von dem Ausdruck entsagen dagegen stellt, wo es gerade den entgegen gesetzten Sinn geben würde, wenn es hieße: entsprichst du dem Teufel und allen seinen Werken, anstatt, entsagst du den Teufel u. s. w.

Demohngeachtet aber hat sich der Ausdruck entsprechen bis jetzt allgemein behauptet; die Stimmen haben für ihn entschieden, und der Sprachlehrer muß sich dieser Stimmenmehrheit unterwerfen, wenn er mit seinem richtigern Ausdruck nicht allein stehen will, und seine Sprachrichtigkeit selber nicht eine Sonderbarkeit scheinen soll.

Da nun aber die Stimmenmehrheit nicht immer so genau prüft, sondern sich eben so leicht auf die Seite des richtig gebildeten als des unrichtigen Ausdrucks lenkt, so ist dasjenige, was dem Sprachlehrer übrig bleibt, vorzüglich für die Zukunft zu wachen, daß ein neu gebildeter Ausdruck gleich bei seinem Entstehen gehörig geprüft, und entweder gebilligt oder verworfen werde.

Da nun aber die Stimme eines einzelnen Sprachlehrers, wenn sie auch noch so triftige Gründe anführte, nicht entscheidend ist; weil

sie nicht Aufmerksamkeit genug auf sich zieht, so fühlt man hier vorzüglich das Bedürfniß, daß es im Mittelpunkte von Deutschland, ein anerkanntes, mit den vorzüglichsten deutschen Schriftstellern in Verbindung stehendes, Tribunal geben möchte, dessen Aussprüche über Wort- und Sprachbildung, mit den gehörigen Gründen unterstützt, auch ein entscheidendes Gewicht haben müßten, weil alsdann die deutsche Nation, durch die Zustimmung ihrer vorzüglichsten und beliebtesten Schriftsteller, eigentlich selber den Ausspruch thäte. Dieser Wunsch ist nun, durch die patriotischen Bemühungen des Königlichen Staatsministers Grafen von Herzberg Excellenz, als Kurators der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, zum Theil schon in Erfüllung gegangen.

Ich kehre nach dieser Ausschweifung zu meinem angeführten Beispiele zurück, wo noch der Ausdruck: ob Beklagter hinlängliche Gründe an- und ausführen könne u. s. w., vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, weil er dasjenige durch Kürze und Bestimmtheit ersetzt, was ihm an Zierlichkeit und Schönheit abgeht.

Denn

Denn eine Härte bleibt diese Wortzerstückelung immer, wenn so wie hier, mehrere Partikeln oder Theile von Wörtern sich auf ein einziges Hauptwort beziehen, das nun dadurch selber gleichsam zu mehrern Wörtern wird, ob es gleich nur einmal da steht, und es klingt nichts komischer, als die folgenden Abkürzungen eines berühmten deutschen Statistikers, der sich um die Schreibart nicht viel bekümmert: Tugend= Sitt= und Ehrsamkeit; Holl= Eng= und Deutschland, anstatt, Holland, England und Deutschland.

In dem angeführten Beispiele aber kommt es gerade darauf an, die nothwendige Verbindung zweier Sachen, nehmlich des Anführens und des Ausführens der Gründe, wo möglich in einen gedrengten Ausdruck, zusammen zu fassen, wodurch dieser Nebenbegriff bei der Sache dennoch in seiner Wichtigkeit bezeichnet wird.

Und hierbei ist überhaupt zu bemerken, daß besonders in juristischen Aufsätzen, jeder Ausdruck, wodurch man Worte spart, vorzüglich empfehlungswerth ist, weil bei der Verwicklung der Sachen, welche gemeiniglich statt

findet, alles darauf ankömmt, daß man durch Nebenbegriffe nicht aufgehalten werde, um zur Hauptsache zu kommen, und daß also die Nebenbegriffe so kurz, wie möglich, bezeichnet werden, gesetzt, daß dieß auch zuweilen auf Kosten der Zierlichkeit geschehen müßte, welche bei Aufsätzen dieser Art denn doch der Deutlichkeit untergeordnet bleiben muß.

Ich führe noch eine Stelle aus den Akten eben dieses Prozesses, wo über die Aechtheit einer Handschrift des Klägers entschieden werden soll, zum Beispiel an:

„Kläger deklarirt, daß er sich keinen Au-„genblick besinnen werde, diese Schrift eidlich „zu diffitiren, wogegen von Beklagtem er-„wiedert wird, daß er den Kläger zum Diffes-„sionseide nicht gestatten könne, sondern dar-„auf antragen müsse, daß eine Vergleichung „der Handschriften durch Sachverständige an-„gestellt werde.“

Deklariren ist ein allgemein verstandner Ausdruck; nur ist er im Deutschen nicht schön; denn erklären sagt eben dasselbe. Demohngeachtet aber ist mit erklären eine Zweideutigkeit verknüpft; es heißt nehmlich sowohl

seinen Entschluß kund thun, als auch, eine Sache deutlich machen. Mit deklariren ist diese Zweideutigkeit nicht verknüpft; denn es heißt bloß, seinen Entschluß kund thun, oder entscheidende Antwort geben. Sollte dieß vielleicht ein Grund seyn, weswegen man in der Aktensprache das Wort deklariren beibehielt? —

Allein da sich doch aus dem Zusammenhange leicht ergiebt, ob das Wort erklären den Begriff von Entschluß oder von Belehrung ausdrückt, so scheint dieser fremde Ausdruck nicht unentbehrlich zu seyn; und wenn es hieße: Kläger giebt die Erklärung, anstatt, Kläger deklarirt, so hätte man an Schönheit und Zierlichkeit des Ausdrucks gewonnen, und an Kürze nicht viel verloren.

Der Ausdruck diffitiren, welcher das Gegentheil von eingestehen bezeichnet, setzet, um vollkommen verständlich zu seyn, schon lateinische Sprachkenntniß voraus; denn er ist noch nicht einmal, so wie deklariren, in die Sprache des gemeinen Lebens aufgenommen; wenn sich also dieser Ausdruck auf eine schickliche Art ersetzen ließe, so

würde die Sprache sowohl als die Sache offenbar dadurch gewinnen. Denn jeder Begriff aus irgend einer Wissenschaft, den man durch die Sprache der gemeinen Fassungskraft näher bringt, ist ein offenbarer Gewinn für den Schatz der umlaufenden und zur Wirksamkeit reifenden Ideen.

Der Ausdruck diffitiren aber faßt freilich viele Begriffe zusammen; er setzt voraus, daß ein Geständniß von mir erwartet wird, und bezeichnet nun, daß ich, statt dieß Geständniß zu leisten, vielmehr das Gegentheil von dem, was mir Schuld gegeben wird, behaupte, und also die Anklage gänzlich ableugne.

Hätten wir ein Wort abgestehen, oder ungestehen, so wie wir eingestehen haben, so würde dieß ohngefähr den Sinn ausdrücken.

Da es uns aber an einem solchen Ausdruck fehlet, so ist man in dem obigen Aufsatze, in so fern es doch immer mehr auf die Sache, als auf die Worte ankam, bei dem hergebrachten juristischen Ausdruck geblieben, dessen Bedeutung denn doch auch der Ungelehrte aus dem

Zusammenhange wohl noch einigermaßen errathen kann.

Daß man nun auch den Eid, womit etwas diffitirt wird, nur einen Diffessionseid nennen darf, um diese Art sogleich zu klassifiziren, macht auch eine größere Bequemlichkeit im Ausdruck, so bald man diese Wörter einmal versteht.

Und diese Bequemlichkeit und Leichtigkeit führt eben in Versuchung, daß man sich oft noch solcher Ausdrücke bedient, die vielen Menschen unverständlich sind, wenn nur diejenigen, welche zusammen die Geschäfte betreiben, darüber einverstanden sind, und sich einander mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit ihre Gedanken deutlich machen können.

Wer sieht aber nicht ein, daß dieß immer weiter führt, und zuletzt sich eine Sprache bilden muß, die nur die Eingeweihten verstehen, welche dadurch eine Anzahl Begriffe, die den übrigen Menschen, die dadurch interessirt sind, auch zu wissen nöthig wären, ausschliessend in ihre Gewalt bekommen, und eben daher auch über dasjenige, was einmal an diese

Begriffe geknüpft ist, unter sich, nach Belieben schalten können.

Das Bestreben muß daher, so wie es bei der preußischen Justizreform unter der Leitung eines Carmers geschieht, beständig dahin gehen, daß so viel wie möglich, durch allgemein verständliche Ausdrücke, der Schatz von Begriffen, die allgemein im Umlauf sind, immer vermehrt, und die Zahl der weniger allgemein verständlichen Ausdrücke immer vermindert werde.

Wenn dieß aber auf einmal geschehen sollte, so würde unter dem Ausdruck die Sache zu sehr leiden; über dem Bestreben allgemein verständlich zu werden, würden die Sachverständigen, an die hergebrachten Ausdrücke lange Dienstjahre hindurch gewöhnt, sich unter einander selber mißverstehen; die gute Sache würde dadurch in übeln Ruf kommen, und man würde sich nur desto fester an den Schlendrian wieder ketten.

Das einzige, was man thun kann, ist daher, allmälig einen Ausdruck nach dem andern in die allgemein verständliche Sprache zu übertragen, und diese Uebertragung unvermerkt

in Umlauf zu bringen; ja die alten Ausdrücke beizubehalten, wo die Sache selber zu verwickelt ist, als daß man sich nicht aller Hülfsmittel bedienen sollte, um sie wenigstens den Sachverständigen gehörig ins Licht zu stellen, wenn es nicht möglich ist, oder zu umständlich seyn würde, sie für die gemeinen Begriffe vollkommen auseinander zu setzen; und überhaupt nie anders auf die Reformation des Ausdrucks zu denken, als wo es unbeschadet der Sache geschehen kann, denn sobald diese dadurch aufgehalten und erschwert wird, oder sonst auf irgend eine Weise darunter leidet, wird das ganze Unternehmen in einem lächerlichen Lichte erscheinen, und da die menschliche Trägheit sich zu der Beibehaltung des einmal hergebrachten, oder dem Schlendrian ohnedem schon hinneigt, so wird man nicht unterlassen, jeden Nachtheil der etwa aus einer übertriebenen Reformationssucht in Ansehung des Ausdrucks, entstehen könnte, noch zu vergrößern, um einen Grund mehr zu haben, die ganze Sache als verwerflich, und als eine unnöthige und überflüssige Neuerung darzustellen.

Von dem Beklagten heißt es nun in dem angeführten Beispiele, daß er den Kläger zum Diffessionseide nicht gestatten kann. — Diese ganze undeutsche Wortfügung, welche hier noch der hergebrachten Sprache zu Liebe, und um ihr gleichsam ihren Tribut zu zahlen, beibehalten ist, könnte wohl freilich durch eine richtigere Wortfolge übertragen werden; und wenn es hieße, Beklagter kann dem Kläger den Diffessionseid nicht gestatten, oder ihn nicht zum Diffessionseide kommen lassen, so würde weder der Sinn noch die Kürze des Ausdrucks auf irgend eine Weise darunter leiden. Wer also auf die immerwährende Beibehaltung solcher Ausdrücke und Wortfügungen, wie dieser, in der Aktensprache dringen, und ihre Verbannung hindern wollte, dem müßte man nothwendig eines hartnäckigen Eigensinns, oder einer Beschränktheit der Begriffe beschuldigen, die aus ihrem gewohnten Gleise, auch nicht in Kleinigkeiten, verdrängt seyn wollen.

Mehrere hergebrachte juristische Ausdrücke sind ein Beweiß, wie sehr man, vielleicht wegen

zu großer Aufmerksamkeit auf die Sache, den Ausdruck vernachläßigt hat.

Denn wenn es z. B. heißt: der klägerische Assistenzrath, anstatt des Klägers Assistenzrath, so ist doch wahrlich durch den undeutschen Ausdruck klägerisch weder in Ansehung der Kürze noch der Deutlichkeit des Begriffes das mindeste gewonnen; sondern es ist dieß eine bloße Sprechunart, die einer dem andern, ohne darüber zu denken, nachgesagt hat.

Der undeutsche und ganz unrichtige Ausdruck klagbar werden, anstatt eine Klage anbringen, entstellt den Vortrag in einem sonst gut geschriebenen juristischen Aufsatze. Denn auch hier gewinnt man auf Kosten der Sprachrichtigkeit weder an Kürze noch Deutlichkeit; vielmehr muß derjenige, welcher nicht geübt ist, juristische Schriften zu lesen, sich ordentlich zwingen, um mit diesen Worten den rechten Sinn zu verbinden. Denn nach dem richtigen deutschen Ausdruck würde man gerade das Gegentheil darunter verstehen: er ist klagbar, würde nicht heißen, er klagt,

sondern er ist selbst in einem Zustande, wo er angeklagt werden kann.

Ich führe noch aus einem sächsischen Formularbuche einen Kaufkontrakt zum Beispiel an, um das Wohlbedächtige und Vorsichtige in dem Ausdrucke von dem Ueberflüssigen und Unnöthigen zu unterscheiden.

„Zu wissen sey hiermit, denen es nöthig, „daß heute zwischen N. N. Verkäufern eines, „und N. N. Käufern andern Theils, nachste„hender beständiger und unwiderruflicher „Erbkauf wohlbedächtig abgehandelt und ge„schlossen worden.“

Beständig ist gewiß überflüssig; denn ein Erbkauf, der unwiderruflich ist, muß auch wohl beständig seyn. Daß hingegen dieser Kauf wohlbedächtich abgehandelt und beschlossen worden, scheinen nöthige Bestimmungen zu seyn, um jeden Gedanken von Uebereilung dabey gänzlich aufzuheben.

Was also im gemeinen Leben pedantisch klingen würde, wenn man bei einer Sache, die beschlossen ist, immer noch hinzufügen wollte, mit welcher Ueberlegung sie beschlossen ist, das ist hier, wo auf den Worten die Sache

beruht, auf keine Weise wider die Zierlichkeit und Schönheit der Schreibart; sondern vermehrt noch die Würde des Ausdrucks, bei welchem hier jedes Wort sein Gewicht hat, und auf die Zukunft entscheidend ist.

In so fern aber die Sache selbst eine solche genaue Bestimmung und Umständlichkeit erfordert, kann man auch nicht sagen, daß in dieser Art von Geschäften ein besonderer Styl oder eine eigenthümliche Schreibart beobachtet werden müsse, die eigenes Studium erfordert.

Sondern es beruht alles darauf, daß man die Wichtigkeit und Beschaffenheit der Sache wohl einsehe, und dieser Einsicht gemäß seinen Ausdruck nach dem Bedürfniß des Gegenstandes zu bilden wisse, dieser sey nun, welcher er wolle.

Da nun aber gerade hier am meisten auf den Worten beruht, so ist es fast kein Wunder, daß die Worte mit der Zeit gleichsam ein zu großes Recht erhalten haben, und diejenigen, welche sich damit beschäftigten, dieses Recht noch weiter zu vergrößern suchten, um dadurch in ihrem Gebiete immer mächtiger zu werden. — Doch ich kehre zu meinem Beispiele zurück:

„Nehmlich es verkauft erwehnter N. sein „auf der breiten Gasse belegenes Haus u. s. w. „mit allem dem, so darin Erd= Wied= Nied= „Klammer= und Nagelfest ist, u. s. w.

Ob nicht in dem Wied= Nied= Klammer= und Nagelfest die Ausführlichkeit und Bestimmtheit auch ein wenig zu weit getrieben ist, lasse ich dahin gestellt seyn; wenigstens scheint das Wied und Nied sich wohl vorzüglich durch die Gleichheit des Klanges zusammen gefunden zu haben, so wie Handel und Wandel, und ähnliche Ausdrücke.

Denn die menschliche Trägheit reimt gerne, und man findet in allen Predigten und Formularen, aus den Zeiten der Dunkelheit und der Trägheit des Denkens häufig solche Ausdrücke zusammen, die nur der Reim oder Gleichklang verbindet, und die dadurch unzertrennlich geworden sind, sie mögen sich in den Zusammenhang der übrigen Rede passen, und darin nothwendig seyn oder nicht. — Der Kaufkontrakt lautet nun weiter, wie folget:

„Wie solches alles von Verkäufern Hrn. N. „bis anhero besessen, genutzet und gebraucht „worden, oder genutzet und gebraucht

„werden können; mit allen Rechten und „Gerechtigkeiten u. s. w. allermaßen er N. „und vorige Besitzer solches geruhig inne ge= „habt, besessen, genutzet und gebraucht „haben, oder auch hätten nutzen, genießen „und gebrauchen können oder mögen, „nichts im Geringsten davon ausgeschlossen, „sondern mit allem und jeden seinen Ein= und „Zubehörungen, wie es in seinen Reinen und „Steinen, Mauern und Wierung gelegen „ist, u. s. w.“

Ich überlasse es Sachverständigen zu be= urtheilen, ob bei dem Ausdruck besitzen, nu= tzen und brauchen, das brauchen nicht überflüssig ist, da das stärkere nutzen schon vorhergehet, und alles was ich nutze, doch auch gewiß von mir gebraucht wird. —

Von den beiden Ausdrücken, wie es hätte genutzt und gebraucht werden können, und mit allen Rechten und Gerechtigkeiten, scheint der eine überflüs= sig zu seyn; weil völlig einerlei dadurch gesagt wird. Doch lasse ich ich auch hierüber Rechts= verständige entscheiden.

Das mögen aber ist wohl schwerlich zu vertheidigen, eben weil es weniger sagt, als das können, welches vorhergeht, und also hier unmöglich ernsthaft in Betracht kommen kann.

Mögen faßt nehmlich bloß den Wunsch des Nutzens, Genießens und Gebrauchens in sich, da Können hingegen das Recht oder die Macht dazu bezeichnet; nun kann es doch aber bei diesem Kaufkontrakt unmöglich auf den Wunsch ankommen, was der vorige Besitzer gern hätte nutzen, genießen und gebrauchen mögen. —

Ist aber das Wort mögen in der veralteten Bedeutung genommen, wo es so viel heißt als können; so klingt es nicht viel besser, als ob ich sagen wollte: ihm ist das Haupt und der Kopf abgeschlagen worden.

Ein und Zugehörung ist so wie das vorher erwähnte Gründe an- und ausführen, keine unzweckmäßige Bequemlichkeit des Ausdrucks, um die Sache, die man bezeichnen will, kurz und bestimmt zu fassen. Nur würde Ein- und Zubehörig doch wohl richtiger und besser seyn, als Ein- und Zu-

gehörung; und überhaupt können dergleichen Wortkettungen wohl nur statt finden, wenn man der Sache zu Liebe einige Zierde des Ausdrucks aufopfert; denn schön sind diese Zusammenziehungen nie, weil sie das Wort an sich gleichsam zu sehr herabsetzen, indem man der Zeitersparung wegen halbiert, und also für die Schönheit des Ausdrucks zu Sprachökonomisch verfährt, wie in dem schon angeführten Holl- Eng- und Deutschland, statt Holland, England und Deutschland. — Ich kehre wieder zu unserm Kaufkontrakt zurück, und führe nur noch folgende Stelle daraus an:

„Es hat auch Hrn. Verkäufers Eheweib „Frau N. mit Bewilligung ihres Herrn Kura„toris in diesen Kauf dergestalt gewilligt, „daß sie wegen ihres Ehegeldes, Gegenver„mächtniß u. s. w. weder jetzt noch künftig, „noch zu ewigen Zeiten, auf das Hrn. „N. Verkäuffers Garten und Zugehör nicht „das Geringste zu suchen, zu fordern und „zu begehren berechtigt und befugt „seyn will, zu welchem Ende sie denn mit „ebenmäßigen Konsens ihres Hrn. Kuratoris

„alle Rechtswohlthaten, so dem weiblichen Ge„schlechte zu Gute verwendet, nachdem sie der„selbigen genugsam erinnert, selbige auch von „ihr wohl verstanden worden, beständig und „kräftiglich verziehen und begeben hat, „u. s. w.

Die ewigen Zeiten, auf welche die Ehefrau auf ihre Ansprüche Verzicht thut, sind nun wohl gewiß überflüßig. Jetzt und künftig faßt alles Nöthige in sich, und die ewigen Zeiten sind gewiß aus einer übertriebenen Bedachtsamkeit und Vorsicht das erstemal hinzugesetzt worden.

Die Ehefrau will ferner nicht das Geringste suchen, zu fordern und zu begehren berechtigt und befugt seyn. Der stärkere Ausdruck fordern, welcher hier in die Mitte stehet, schließt die beiden suchen und begehren schon in sich, und macht sie eben daher überflüßig.

Auch kommt es hier gar nicht auf das Suchen und Begehren, sondern nur auf das wirkliche Fordern an, worauf die Ehefrau Verzicht thut. Das bloße Begehren reicht gleichsam noch nicht an die Berechtigung, und

gehört also auch eigentlich in keinen Kaufkontract.

Man sieht aber offenbar, daß man hier, um allen Ausflüchten vorzubeugen, den Ausdruck des nicht fordern zu dürfen, auf alle mögliche Weise verstärken wollte, und also auch, um recht sicher zu gehen, das Suchen und Begehren selbst auf die Zukunft mit ausschließen wollte, welches doch durch keine Rechtsformel, wenn sie auch noch so bündig ist, im Grunde verhindert werden kann.

Man sieht also, wie die zu große Vorsichtigkeit und Genauigkeit auch zum Pedantischen und Lächerlichen bei dieser Art Aufsätze, hat führen können.

Auch klingt es sonderbar, daß die Ehefrau weder zu suchen, noch zu fordern, berechtigt und befugt seyn will, da das Berechtigen nicht mit in ihren Willen steht, und überhaupt auch schon das berechtigt und befugt seyn, mit dem Wollen eigentlich nichts zu thun hat; durch diesen Kontrakt hört ja eben der freie und ungezwungene Wille auf.

Dadurch, daß die Ehefrau für jetzt und künftig auf alle Forderungen Verzicht thut, ist sie ja nun zu keiner Forderung mehr berechtigt und befugt; sie möchte es übrigens seyn wollen oder nicht.

Vierzehnte Vorlesung.

Fortgesetzte Prüfung eines Kontrakts, in Ansehung des Ausdrucks.

Aus dem schon erwähnten sächsischen Formularbuche führe ich noch folgenden Pachtkontrakt zum Beispiel an, wo man, ohngeachtet des steifen und pedantischen im Ausdruck, doch manches nicht überflüssig finden wird:

„Zu wissen, daß zwischen Hrn. D. N. allhier an einem, und N. Gärtnern am andern „Theil, nachfolgender Pachtkontrakt unter gesetztem Dato abgehandelt und vollzogen „worden.“

Das zu wissen versteht sich freilich von selber, und ich sehe nicht ein, warum man nicht gleich unmittelbar sagen könnte:

„Zwischen dem Hrn. Doktor N. und dem „Gärtner N. ist folgender Pachtkontrakt heute „abgehandelt und vollzogen worden.“

Abgehandelt wird freilich zwar nicht gewöhnlich in dem Sinne, wie hier gebraucht; es paßt sich aber sehr gut, um den Begriff, der hier ausgedrückt werden soll, zu bezeichnen. Denn es ist von einer Sache die Rede, worüber man Verhandlung gepflogen hat, und die nun abgethan ist, welches beides durch abhandeln zusammengefaßt wird.

Das an einem und andern Theil könnte wohl füglich wegbleiben; da schon der Begriff des Kontrakts selber voraussetzt, daß die Personen, welche ihn schließen, jede für sich besonders betrachtet, und nicht mit einander verwechselt werden dürfen. Aus allen dergleichen Ausdrücken leuchtet eine übertriebene Behutsamkeit und Bedachtsamkeit hervor, welche das Maas überschreitet, indem sie nichts will fehlen lassen.

Das Gefühl des Verhältnißmäßigen der Sache zu dem Ausdruck, war es eben, wodurch sich der schöne und edle Styl der Alten bildete, deren freyer und entschlossener Geist aus jedem Worte, das sie sprachen und schrieben, hervorleuchtete. Doch ich kehre zu meinem Beispiel zurück:

„Es verpachtet Eingangs gedachter „Hr. D. N. seine zu N. habende und außer „dem Gute gelegenen zwei Gärten, nehmlich „den sogenannten Lustgarten zwischen N. N. „und den Berggarten auf dem heiligen Berge, „von jetzige Ostern a. c. bis wieder dahin 1741, „und also auf 4 Jahr dergestalt und also, daß „Oberwähnter sich dieser Gärten bedienen, „alles daselbst wachsende Obst und Gartenfrüchte in seinen Nutzen verwenden, auch die „Mistbeete u. s. w. nach seinem Gefallen anbauen und gebrauchen möge, wie es einem „haußwirthlichen Gärtner gebühren „mag."

Das Eingangs gedachter ist gewiß überflüssig; denn es kann doch hier unmöglich von einem andern Doktor N. die Rede seyn, als von dem, welcher mit dem Gärtner den

vorliegenden Pachtkontrakt geschlossen hat. Eine solche übertriebene Vorsicht aber ist lächerlich, da der Fall nie eintreten kann, daß ein andrer Doktor N., von dem hier nicht die Rede ist, jemals an die Stelle des wirklich gedachten eingeschoben werden könnte.

Offenbar fehlerhaft ist aber nun der Ausdruck: seine zu N. habenden Gärten; und man sieht hieraus, mit welcher übertriebnen Aengstlichkeit in Ansehung der Sachen, und mit welcher Nachläßigkeit im Ausdrucke diese und ähnliche Formulare verfertigt sind.

Wenn es heißt seine Gärten, so ist doch das wohl hinlänglich, um den wirklichen Besitz zu bezeichnen, und habenden macht zu dem Begriffe des Besitzes wahrlich keinen Zusatz, sondern verwirrt vielmehr den Sprachgebrauch, und setzt einen unverzeihlichen Mangel an Kenntniß der Muttersprache voraus, welche nur bei dem ungebildeten Pöbel statt findet, der sich eine wohlruhende oder wohlschlafende Nacht wünscht, gleichsam als ob die Nacht selber ruhen und schlafen, und hier die Gärten selbst haben sollten, statt daß sie

gehabt werden; welcher letzte Ausdruck aber nicht statt finden kann.

Denn wie würde es klingen, wenn man sagen wollte: seine von ihn zu N. gehabt werdende zwei Gärten. Haben kann schlechterdings nicht leidend gedacht werden, da haben keine wirkliche Handlung, sondern nur ein Verhältniß oder ein Zustand ist, worin sich eine Sache mit ihrem Besitzer befindet.

Ich kann z. B. sagen: die Sache wird gehalten, weil halten eine wirkliche Handlung ist, die auf die Sache übergeht, und wogegen sie sich leidend verhält; aber nicht: die Sache wird gehabt; daher sagt man auch statt dessen: die Sache ist in seinem Besitz, sie gehört ihm.

Der Ausdruck dergestallt und also wäre wohl nicht ganz zu verwerfen, wenn sehr viele genaue Bestimmungen folgen, auf welche die ganze Aufmerksamkeit durch einen solchen doppelten Ausdruck gerichtet werden soll.

Dergestallt würde gleichsam mehr auf die äußere Form und also auf die innre Art und Weise, aufmerksam machen; wenig-

stens sind die beiden Ausdrücke nicht ganz gleichbedeutend.

Also hat freilich nur in der veralteten Schreibart den Sinn, den es hier hat, da es sonst so viel als darum oder deswegen heißt, und hier das bloße so nur durch das hinzugefügte al verstärkt und nachdrücklicher gemacht wird.

Dergestalt bezeichnet hier die eigentliche Form bei der Sache, worauf es hier gerade mit ankömmt. — Man kann also diese beiden Ausdrücke wohl gelten lassen, wenn die ganze Aufmerksamkeit auf die Art und Weise, wie das, was in einer gewissen Form geschiehet, gerichtet werden soll.

Der Pachtkontrakt lautet ferner:

„Wie nun Abmiether sich von allen und je„den Obstbäumen der Nutzung in erwähnten „Garten anzumaßen hat, so ist er inzwischen „keinesweges berechtiget, nach eignem Gefallen „Bäume auszuheben, oder umzuschlagen, noch „auch, dafern derselben einige eingehen sollten, „vor sich zu behalten, sondern selbige Herrn „Verpachtern zu überliefern, und nur das „Schnittholz an den Weinstöcken und Bäumen

„an sich zu nehmen; nicht minder ist letzterer „verbunden, an die Stelle der ausgegangenen „Bäume aus der Baumschule andere zu setzen, „oder es Herrn Verpachtern, daß er auf seine „Kosten andere setzen lassen könne, anzusagen.“

In mentionirten anstatt erwähnten Gärten, läßt sich gar nicht vertheidigen, und wird auch von keinem Verfasser eines juristischen Aufsatzes, der auf litterarische Bildung einigen Anspruch macht, mehr gebraucht werden.

Sich die Nutzung irgend einer Sache anzumaßen haben, anstatt dazu berechtigt seyn, ist ebenfalls ein nicht zu entschuldigender Wortmißbrauch, weil anmaßen gewöhnlich in einem ganz andern Sinne als hier gebraucht wird, und mit dem Begriffe von Ungerechtigkeit verknüpft ist, der hier erst ganz davon hinweggedacht werden muß, wenn es kein Mißverstand werden soll.

Das anmaßen scheint hier nur deswegen gebraucht zu seyn, weil gleich darauf berechtigen folgt, und dieser Ausdruck nicht zweimal gesetzt werden sollte. Allein wenn das erstemal berechtigen gebraucht worden, so

hätte das zweitemal dürfen füglich gesetzt werden können.

Und dann ist der Wortbau abscheulich, wenn es heißt: wie nun Abmiether u. s. w. sich die Nutzung anzumaßen hat, so ist er inzwischen keineswegs berechtiget u. s. w.; wozu hier das inzwischen? und was soll das wie nun, und so? da es offenbar heißen muß:

„Obgleich der Abmiether zu der Nutzung „aller und jeder Obstbäume in den erwähnten „Gärten berechtiget ist; so darf er dennoch „keineswegs nach eigenem Gefallen Bäume „ausheben, u. s. w.

Was ist denn das für eine Sprache, in welcher obgleich durch wie nun, und dennoch durch inzwischen ausgedrückt wird? Was findet denn hier für eine Vergleichung statt, daß der Abmiether eben so wie er zu der Nutzung der Obstbäume berechtigt ist, inzwischen zu ihrer Aufhebung nicht berechtigt seyn soll; welch ein Unsinn oder vielmehr Nichtsinn liegt in diesen Worten, so wie sie hier in Verbindung gestellt sind!

Eine ganz unrichtige und schiefe Wortstellung findet sich noch am Schlusse dieses Perioden: daß nehmlich der Abmiether verbunden seyn soll, an die Stelle der ausgegangnen Bäume aus der Baumschule andre zu setzen, oder es Herrn Verpachtern, daß er auf seine Kosten andre setzen lassen könne, anzusagen.

Was denn anzusagen? Hier ist ja noch nichts genennt; und es müßte nothwendig heißen: wenn von den Bäumen welche ausgehen sollten, so ist der Abmiether verbunden, entweder an die Stelle der ausgegangnen Bäume selbst andre zu setzen, oder dem Herrn Verpachter sogleich davon Nachricht zu geben, damit dieser auf seine Kosten andre setzen lassen könne.

Man sieht aus diesen allen wohl ein, daß zu Geschäften im Grunde keine andre Sprache, als zu allen übrigen Gegenständen des Denkens erfordert wird, eben weil Geschäfte ein Gegenstand des vernünftigen Denkens, und von diesem die Worte nur der Ausdruck sind.

Das hergebrachte Fehlerhafte in der Geschäftssprache läßt sich, aus den schon angeführten Gründen, nicht auf einmal abschaffen, aber die Richtung des menschlichen Denkens muß doch, so viel es Zeit und Umstände nur erlauben, immer dahin streben, daß diesen Mißbräuchen entgegengearbeitet werde, weil dadurch für die menschlichen Angelegenheiten wirklich mehr gewonnen wird, als es anfänglich scheint, wenn man erwägt, wie viel von den Begriffen, und wie viel bei diesen wieder von den dazu gewählten Worten abhängt.

Was den Fortschritten einer guten Schreibart in Geschäften am meisten schadet, ist die traurige Scheidewand zwischen den Fakultisten und Belletristen, welche leider noch immer statt findet.

Den Belletristen fehlt es an Sachkenntniß, den Fakultisten an Sprache; und beide suchen sich durch wechselseitige Verachtung für ihre Unkunde schadlos zu halten. Jetzt ist man nun auf einen guten Wege, sich einander zu nähern.

Denn je mehr die Achtung für eine gute und edle Schreibart die Oberhand gewinnt, desto mehr wird ein rühmlicher Ehrgeiz die Geschäfts-

männer anspornen, mit ihren Sachkenntnissen den Ausdruck zu verbinden, der sie erst geltend macht, und ihnen zugleich eine Art von glänzendem Gepräge giebt.

Die Belletristen aber würden nun bei diesen Wetteifer durch die Geschäftsmänner ganz verdrängt und in Dunkel gestellt werden, wenn sie sich nicht auch bestreben wollten, mit ihrer Stärke im Ausdruck richtige Sachkenntnisse zu verbinden, wodurch sie jenen das Gleichgewicht halten.

Auf jeden Fall ist es zur Bildung des Geistes und Entwickelung der Denkkraft nöthig, daß die Schreibart vorzüglich geschätzt werde; denn wenn man erst dahin kömmt, daß man nur auf die Sache und gar nicht mehr auf die Schreibart siehet, so bleiben gar keine Grenzen mehr; man verliert sich in einen Ocean von Gegenständen, und uns bleibt zuletzt kein Kompaß mehr zu der Richtung der Gedanken übrig.

Die Schreibart hebt sich gleich, so wie das eigentliche Handeln in die Darstellung übergeht — ein dramatischer Dichter, der einen interessanten Auftritt aus dem Leben nimmt, um ihn in schöner Nachahmung wieder darzu-

stellen, wird freilich jedes Wort genauer abwägen, als es von den Personen geschehen konnte, mit denen sich jener Auftritt im wirklichen Leben ereignete.

Denn bei dem Dichter sind nun, da die wirkliche Begebenheit vorüber ist, die Worte wodurch sie wieder dargestellt wird, die Hauptsache.

So ist es auch mit der Geschichte, wenn sie vorbei ist; sie ist nun nicht mehr in den Fesseln der Wirklichkeit, und schleift sich gleichsam ab, da sie durch die Erzählung in die bloße Erscheinung übergeht.

Die Geschäfts- und Staatsverhandlungen u. s. w. sind gleichsam noch die Geschichte im Werden oder in der Wirklichkeit, mit allen anklebenden Schlacken, die nur durch die Zeit erst abgeschliffen werden können, oder vielmehr durch das gänzliche Vorbeiseyn der Sache sich von selbst ablösen.

Das ist nun wohl die Ursach, daß man die Geschäftssprache, als etwas besonders betrachtet hat, weil man zwischen der darstellenden Schreibart, und derjenigen, womit man selbst

Geschäfte betreibt, einen zu scharfen Einschnit machte.

Freilich ist ein auffallender Unterschied dazwischen, wenn ich jemanden ein ihn betreffendes Testament, oder etwas aus einem eleganten Schriftsteller zur Unterhaltung vorlese; beides aber hat doch zur Absicht, deutliche und leicht zu fassende Begriffe zu erwecken; und das Testament und das Buch müßten in dieser Rücksicht einerlei Eigenschaften haben, wenn das eine die Zuhörer unterhalten, und das andre der aufgeregten und auf eignen Vortheil sich gründenten Wißbegierde Gnüge leisten solle.

Die Worte, womit man Geschäfte ausrichtet, werden ihres Zwecks gewiß desto weniger verfehlen, jemehr sie darstellend sind, und die Sachen anschaulich machen. Bei den Worten, womit man bloß unterhalten will, findet eben dieß Erforderniß statt; der Unterschied liegt nur darin, daß bei diesen bloß das Vergnügen, und bei jenen Vergnügen und Nutzen zugleich in Anschlag kömmt.

Diejenigen Verhandlungen in Staatssachen, z. B. welche zu der Zeit, da sie wirksam seyn sollten, am besten und zweckmäßigsten ab-

gefaßt waren, werden auch da noch, wo sie als Aktenstücke in der Geschichte wieder vorkommen, eine Zierde des Vortrags seyn, und um so mehr selbst den Worten nach beibehalten werden können, je weniger Ueberflüssiges und Unzweckmäßiges darin enthalten, und je mehr der Ausdruck im Einzelnen und im Ganzen der Wichtigkeit der Sache angemessen ist.

Man kann freilich wohl sagen, daß durch die Verwickelung der menschlichen Verhältnisse im bürgerlichen Leben, auch der Knäuel der Geschäfte selbst immer verworrener wird, und daß dieses denn auch auf die Schreibart natürlicher Weise Einfluß hat.

Man muß aber hierbei auch erwägen, daß wechselseitig eine weitschweifige und verworrene Schreibart die Geschäfte selbst wieder ohne Ende ausspinnt, und Schuld ist, daß zuletzt der Verstand aus den Labyrinthen von Materialien, die nur das Gedächtniß aufhäuft, den Faden nicht wieder finden kann.

Es ist gewiß ausgemacht, daß eine lichtvolle und deutliche Schreibart auch den Gang der Geschäfte verkürzt, und daß die menschlichen Verhältnisse selber dadurch wieder in ein einfacheres Geleis kommen werden, wenn

man im Ernst sich bemühen wird, durch den Schwall von Worten nicht mehr die Sachen zu verwirren, sondern mit keinem Worte mehr Nachsicht zu haben, das nicht an seiner Stelle von gehörigem Gewicht und Bedeutung ist, und nicht seinen Platz mit völligem Rechte behauptet.

Denn es ist ja in die Augen leuchtend, daß man dann leichter und schneller zum Ziele kömmt, wenn der Gedanke durch nichts Unnöthiges und Ueberflüßiges mehr aufgehalten wird, und daß also jedes Wort, welches man beim Ausdruck erspart, Gewinn für den Gedanken und folglich auch für die Sache ist.

Um junge Leute, die zu Geschäften erzogen werden, in einer zweckmäßigen Schreibart zu üben, müßte nur derjenige den Preis erhalten, der über einen und denselben Gegenstand unter allen übrigen sich am kürzesten und bestimmtesten ausgedrückt hätte, ohne dadurch der Deutlichkeit zu schaden; und man könnte gewiß sagen, daß einer, der diese Kraft besitzt, auch im Stande ist, irgend ein verwickeltes

Ganze mit Leichtigkeit zu übersehen und zu ordnen.

Eine solche Aufgabe wird gewiß der beste Probierstein der Köpfe seyn; denn hier kann sich einer durch nichts Fremdes, durch keine erborgten Floskeln helfen, sondern es kömmt darauf an, daß er den Gegenstand, den er bearbeiten soll, nicht nur mit dem Gedächtniß, sondern mit der Urtheilskraft wohl gefaßt habe, und nun in so wenigen Worten, wie möglich, den Ausdruck seiner Gedanken zusammendränge, um eben durch diese Ersparung von Worten der Sache selbst um desto näher zu kommen.

Mit mehr Worten, und mit dem Fluß einer sogenannten Beredsamkeit sich nachher über dieselbe Sache auszubreiten, wird einem solchen sehr leicht werden, der einmal die Materie in seiner Gewalt hat, weil er im Stande war, sie in wenigen Worten zusammen zu faßen. Denn wo viel eingewickelt ist, da läßt sich auch viel auswickeln, und wo wenige Worte viel Bedeutung haben, da lassen sich auch

diese wenigen Worte, wenn es darauf ankömmt, sehr leicht in viele verwandeln.

Umgekehrt läßt sich aber nicht schließen, daß wer etwas mit vielen Worten zu sagen weiß, nun auch, sobald er will, sich in die Kürze fassen könne. Denn dies letztere erfordert vorzügliche Seelenkraft, und eben so viel Uebung im Denken als im Schreiben: daß aber beides mit einander verknüpft seyn müsse, ist eben der Hauptgrundsatz, von welchem wir bei diesen Vorlesungen ausgegangen sind.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

XX (Bd. 1+2) II 94

AL - RG 495
Parsch
chbinderei
ing/München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moritz, Karl Philipp, 1756-1793

Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern

Bd.: 1

Berlin (1793)

L.germ. 184 b-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584079-2
VD18 80329217-001